<36611980580012
<36611980580012
Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die

Pfalz am Rhein

und

deren Nachbarschaft.

Besonders

in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Alterthümer.

Von

einem Beobachter,

welcher die Feldzüge der verbündeten deutschen Heere gegen die Neufranken mitmacht.

Erstes Bändchen.

Brandenburg,

in der Leichschen Buchhandlung.

1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinem Freunde

dem

Herrn Kriegesrath

George Tismar

zu

Brandenburg.

Dir, mein geliebter Tismar! der Du immer so warmen Antheil an meinen Schicksalen nahmest, und mich in unsre Feldzüge gegen die Neufranken wenigstens mit den freundschaftlichsten Wünschen begleitetest — Dir, dem ich so manche, bald der Jovialität, bald ernster Betrachtung geweihte Stunde danke — Dir widme ich folgende in Briefform geordnete Bemerkungen über unser bis-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

heriges Kriegstheater am Rhein. Mich dünkt, das große, vor unsern Augen aufgeführte Staatsschauspiel, ist, mit seinen verschiedenen Episoden, wohl werth, aus mehr als Einem Gesichtspunkte angesehen zu werden. Was ich Dir und dem Publikum hier vorlege, sollen indessen nur Beiträge zur richtigern Beurtheilung des Ganzen sein. Verschafft ihnen ihr innerer Gehalt

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

halt keine Leser, so werden es doch die Zeitumstände thun.

Mögte nur der Himmel — nach dem heißen Wunsche der Menge — dem Blutvergießen recht bald ein Ende machen, und so die Hoffnungen derer erfüllen, welche selbst in den kriegerischen Ereignissen dieser Monate das entzükkende Bild des nahen Frie-

dens erblikken! Dann kehrt der brave Krieger mit klopfenden Herzen zur harrenden Gattinn zurück, ergreift, statt mörderischer Waffen, die Pflugschar und die Sense, und ruhet wieder im Schatten selbstgepflanzter Bäume. Dann eile ich, mit dem Wunsche, daß nie des Krieges Greuel wiederkehren mögen, in Deine Arme, Freund! Und — unbekümmert über die Form, in welcher der Grübler

die

die beste Regierungsverfassung zu erkennen glaubt — preisen wir dann diejenige als die glücklichste, in welcher der Mensch seines Lebens froh genießen kann, und segnen um so mehr die unsrige, je mehr uns die Hoffnung belebt, daß Friedrich Wilhelm den Palmzweig nie wieder gegen das Schwert vertauschen werde.

Stolz auf Deine Freundschaft, bittet um deren Fortdauer

Frankfurth am Main,
im Dezember 1794.

der Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erster Brief.

Inhalt:

Einleitung — Etwas vom Hundsrück — Schicksale der Neufranken auf demselben — Vergleichung zwischen diesen und den Preußen in Champagne — Verkannte Entwürfe des Herzogs von Braunschweig — Eroberung französischer Fleischtöpfe — Gegenseitige Läger an den Ufern der Saar — Fragen des Publikums und deren Beantwortung — Tage, die uns nicht gefielen — Weißenburger Linien und Fortlibre — Kriegsflamme in Landau und Altbreisach — Schwindender Glanz der Fürsten von Saarbrück — Preußische Gyganten und französische Donnerkeile — Tod einer Göttinn der Erde. —

Im Lager bei Dutweiler ohnweit Saarbrück.
November 1793.

Theuerster Freund!

Meine Ihnen zufällig bekannt gewordenen Briefe aus Westphalen und Holland, aus Belgien

und dem französischen Flandern, aus dem Luxenburgischen und Trierischen, über den Feldzug des preußischen Korps d'Armee unter dem Prinzen Friedrich und dem Gen. Knobelsdorf gegen die französische Nordarmee, schlossen mit der Ankündigung, daß dies Korps Preußen von Trier aus über den Hundsrück in das Zweibrükkische und Saarbrükkische marschiren würde, um sich daselbst mit unserer Hauptarmee unter dem Herzoge von Braunschweig zu vereinigen. *) Unser weite und beschwerliche Marsch aus der Gegend von Valenciennes über die Wüsteneien des Ardennengebürges hier herauf, ist nun gottlob glücklich vollendet, und von jetzt an dürfte uns die Pfalz und deren Nachbarschaft zum kriegerischen Wirkungskreise angewiesen werden. Ich fahre fort, meine Bemerkungen über die Hauptereignisse dieser Tage, so wie über die Menschen und Gegenden dieses mir neuen Kriegsschauplatzes, treulich in mein Tagebuch einzutragen. Wenn Sie erlauben, so überschikke ich sie Ihnen von Zeit zu Zeit. Vielleicht finden Sie Einiges darin, was Sie interessirt. Manches haben die öffentlichen

*) Die Briefe, von denen hier die Rede ist, sind, wider ursprüngliche Bestimmung, jetzt unter dem Titel: Ve den Feldzug der Preußen gegen die Nordarmee der Neufranken. Stendal 1795 — gedruckt; und man kann, wenn man will, das gegenwärtige Werkchen als eine Fortsetzung derselben betrachten.

lichen Blätter entweder ganz übersehen, oder sie liefern es nicht aus dem Gesichtspunkt betrachtet, aus welchem ich dasselbe ansehe. Jedoch in jedem Falle rechne ich auf freundschaftliche Beurtheilung.

Der Theil des Hundsrücks *), über welchen im letzten September der Marsch des bisher sogenannten knobelsdorfschen Korps ging, heißt der Hochwald.

*) Der Name Hundsrück, — Tractus Hunnorum — bezeichnet die überaus holzreiche, gebürgigte, und, im Vergleich mit der übrigen Pfalz am Rhein, raube Gegend zwischen den Ufern der Mosel, des Rheins und der Nahe. Sie erstreckt sich von Koblenz an bis gegen Trier hinauf. Ihre beiden Hauptwälder — der Idenwald und die Saune — sind ungemein groß und dichte. Durch den letzten führt eine Kunststraße nach Simmern. Man behauptet, daß die Hunnen oder Ungarn im vierten Jahrhundert in diese waldigte Berge hineingedrängt wären, und daß dieser Hunnenrückzug die ursprüngliche Veranlassung der Benennung Hundsrück sei. Es kann sein, aber nicht erwiesen werden. In einigen Urkunden wird diese Gegend auch Colonia Sauromatum genannt, wahrscheinlich, weil jene Hunnen aus Sarmatien hierher gekommen sein sollen. Zur Zeit der fränkischen Könige nannte man sie das Hunnegau — Pagus Hunnorum — Auch sind noch gegenwärtig hier mehrere Namen übrig geblieben, welche allerdings an die Hunnen zurück zuerinnern scheinen. Z. B. der Hunnenbrunnen bei Simmern, die Dörfer Hunnoldstein, Kastelhunn, Hundsheim, Hundeshausen u. s. w. In einer Klosterurkunde in Koblenz aus dem dreizehnten Jahrhunderte soll

wald. Wir befanden uns daselbst plötzlich in einem ganz veränderten Klima. Die Jahreszeit — das Ende des Sommers — und diese hohe Gebirgsgegend, schienen auf unsre Kosten mit einander im Streite zu liegen. An Frost und Schneegestöber noch gar nicht wieder gewöhnt, fanden wir uns eines Morgens unangenehm überrascht, da wir das grüne Laub, und die Zweige der Bäume mit dem einfarbigen Winterkleide angethan, mit Reif und Schnee belastet, sahen. Wir bekamen bei dieser Gelegenheit einen anschaulichen Begriff von dem Schicksale der französischen Armee, welche vierzigtausend Mann stark, im Oktober des Jahrs 1792 Befehl hatte, von Saarbrück und Saarlibre aus, durch diesen Hochwald auf Trier zu marschiren, um Besitz von der kurfürstlichen Residenz zu nehmen. Der Feind versuchte, wie bekannt, diesem Befehle Folge zu leisten; da es aber damals im Hochwalde schon bitterlich kalt war, so fielen

soll Koblenz also umschrieben sein: Confluentia, in Cauda Canis sita; woraus fast zu erhellen scheint, daß man damals glaubte, die Gegend des Hunnegaus sei ungefähr so, wie Sternkundige die Himmelsfläche in Bilder eintheilen, unter dem Sinnbilde eines Hundes vorgestellt, in dessen Schwanz Koblenz liege. Die älteste zuverlässige Meldung dieses Landstrichs geschieht in der Stiftungsurkunde des Klosters Ravengirsburg vom Jahre 1074., wo er der Gau Hundesruche genannt wird.

fielen sie zu Hunderten an einem Tage um, und mußten mehr von der Kälte, als durch die vor Trier postirte Handvoll kaiserlichen Truppen überwunden, unverrichteter Sache heimkehren, nachdem ihnen beinahe der dritte Theil der Mannschaft erfrohren war.

Glaubhafte Männer dieser Gegend, in deren Aussage ich nicht gerne Zweifel setzen mögte, versichern sogar, man habe die ausgestellten französischen Schildwachen bei Tage und bei Nacht nicht selten erfrohren auf ihren Posten angetroffen. Die Füße der kampirenden Pferde, welche aus Mangel an Streustrohe im erweichten Boden stehen mußten, wären nach eingefallenem Froste eines Morgens in dem tiefen Drekke angefrohren gefunden worden. Man habe zwar versucht, die Füße aus dem gefrohrnen Boden mit dem Beile loszueisen, allein das kraftlose Vieh sei dann doch halb erstarrt und ganz unbrauchbar niedergestürzt. Das Glatteis habe hierauf diese bergigte Gegenden vollends unwegsam und gefahrvoll gemacht, und der unwillkührlich angetretene Rückzug, koste daher dem Feinde, wo möglich, noch mehr, als der mörderische Hermarsch. Auf etwa zwölf Stunden Weges brachte er nicht weniger als sechs Wochen zu. Alle, welche die Witterung nicht schon aufgerieben hatte, kehrten krank und elend, nach den Ufern der Saar zurück.

Diejenigen, welche dies Abentheuer mitbestanden und überlebt hatten, sollen dasselbe für ein Paroli auf den Rückzug der Deutschen aus Champagne ausgegeben, und gesagt haben: Es sei wahr, die Deutschen hätten damals des Ungemachs viel, sehr viel ertragen, aber dennoch sei es kaum mit dem unbeschreiblichen Elende zu vergleichen, welches sie während jener sechs Wochen ertragen hätten, um wenigstens ihren guten Willen in Vollziehung eines Befehls zu zeigen, der zu Paris zwar leichte niedergeschrieben sei, dessen Unausführbarkeit in einer so späten Jahreszeit aber an Ort und Stelle ein jeder von ihnen vorhergesehen habe.

Kaum hatten sich die von Valenciennes herauf gekommenen Preußen an die Armee des Königs bei Ottweiler angeschlossen, so begann der Herzog von Braunschweig die Ausführung eines kriegerischen Plans, der, gesetzt auch seine Vortrefflichkeit wäre nicht allgemein bekannt, sondern höchstens nur von Sachkundigen erkannt worden, wenigstens in den Augen der letztern für die unsterbliche Größe dieses einsichtvollen Heerführers entscheidet. Er suchte nämlich den ihm gegenüber verschanzten Feind über die Saar zu manövriren, nicht so wohl, um die Handvoll deutschen Bodens bis an diesen Fluß wieder zu erobern, sondern hauptsächlich, um der furchtbaren Armee des Feindes, die sich in den weißenburger

burger Linien unangreifbar hielt, in den Rükken fallen, und so durch Mitwirkung der kaiserlichen Truppen Meister dieser Linien zu werden. Zu dem Ende griff er in den letzten Tagen des Septembers die Franzosen in allen den Lägern an, gegen welche er Fronte machte, und die zum Theil ungewöhnlich veste waren. Schon am 27sten September war er durch die Entschlossenheit, mit welcher seine weisen Entwürfe allenthalben ausgeführt wurden, Herr von den feindlichen Lägern bei Schweigen, Wirzbach, Hornbach, Bliescastel und St. Ingbert. Letzteres war von vorne fast unüberwindlich. Allein es ward durch die preußische Manövrierkunst überwältigt. Die Franzosen, die sich umgangen sahen, mußten es so ungesäumt verlassen, daß wir ihre Fleischtöpfe noch kochend am Feuer fanden.

Dies Feuer ohne Aufsicht, hatte hier und da das junge Gehölz längst dem amphitheatralischen Lager ergriffen, und nie hab ich eine eigenthümlich schönere Erleuchtung gesehen, als diese war, da ich an dem stockfinstern Abende dieses Tages, viele hundert einzelne Feuer das Ameisengewühle eines so eben erst bezogenen Lagers erhellen sah.

Zwei Tage darauf wurde der Feind abermals angegriffen. Der Kanonenkrieg, der dabei vorfiel, war uns in diesem Lande der Berge, wo man jede tausend Schritt Landes durch eine neue vortheilhaft ange-

brachte Batterie streitig machen kann, nicht unerwartet. Indessen wurden die Franzosen noch denselben Tag glücklich über die Saar geworfen. Sie postirten sich auf den Höhen längst dem linken Ufer dieses Flusses; wir, auf den zum Theil sehr hohen Bergen des rechten Ufers. Wir sahen einander in die Läger, spitzten fein vorsichtig die Ohren beim jedesmaligen gegenseitigen Begrüßen mit Haubitzen und harrten nicht ohne Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten.

Der gemeine Soldat hatte indessen in diesen vom Feinde längst ausgesogenen Saargegenden, und in der einfallenden üblen Witterung, mit Kriegsungemach aller Art zu kämpfen. Die schönste Jahreszeit zum Kriegführen war bereits vorüber, und doch schien man deutscher Seits, troz den ungünstigsten Umständen, noch große Kriegsplane entwikkeln, und ehrenvolle Hauptstreiche ausführen zu wollen.

Man hat nicht selten die Fragen aufgeworfen: Aber wenn dem also ist, warum ließ man die schönste Jahreszeit von der Eroberung Mainz an, bis gegen das Ende des Septembers fast ungenützt verstreichen? Wenn man ernstliche Absichten auf Landau und auf die weißenburger Linien hatte, wozu hielt man sich auf mit Eroberung der ausgehungerten Saargegenden, die man aus Mangel an allem und wegen der Entfernung vom Rhein, beim Einbruch des

Winters unfehlbar doch wieder dem Feinde preisgeben muß?

Ich glaube, diese Fragen können nicht kürzer, nicht treffender beantwortet werden, als mit den Worten des sachkundigen Verfassers der höchst belehrenden Piece: Kurze Uebersicht des Feldzugs zwischen der Saar und dem Rhein im Jahre 1793.

„Erst die Nachwelt — heißt es daselbst — wird den Schleier von den Geheimnissen wegnehmen, warum die Armee der Verbündeten von Mainz Uebergabe an, bis zu Ende des Septembers stille stand; warum man die schönste Jahreszeit ungenützt verstreichen ließ. Zwar errangen die verschiedenen Korps der preußischen Armee, während dieses ganzen Zeitraums, beständige und gewiß nicht unbeträchtliche Vortheile — Zwar schlug der Erbprinz von Hohenlohe am 13ten August ein ansehnliches Korps bei Altstadt und Limbach aufs Haupt — Zwar zogen die Feinde bei allen Vorfällen gegen den Grafen von Kalkreuth bei Neukirchen den Kürzern — Zwar nahm ihnen der Herzog von Braunschweig den wichtigen Posten auf dem Ketterich, und bedrohte dadurch die veste Stellung bei Hornbach — Zwar erfocht Er am 14ten September durch sein Genie und die große Manövrierfähigkeit der preußischen Truppen bei Pirmasens einen der herrlichsten Siege:

Aber

Aber alle diese Thaten trugen zu dem großen Zwekke, den man in diesem Feldzuge erreichen konnte, wenig bei. Es waren einzelne Stöße, die nicht auf den rechten Punkt wirkten, und die zu langsam auf einander folgten, um das feindliche Vertheidigungsgebäude zu erschüttern, oder über den Haufen zu werfen. Politische Verwikkelungen müssen den Faden des Operationsplans unglücklicherweise zerschnitten haben — daher dieser sonst unbegreifliche Ruhestand der Armeen zu einer Zeit, wo sie am thätigsten hätte wirken, und wo man entscheidende Schläge hätte thun können."

Endlich schien man die beinahe verlohren gegangene zweite Hälfte des Feldzugs noch mit einer glänzenden Unternehmung beschließen zu wollen, und dazu wählte man die Einnahme der weißenburger Linien. Zwar hatte der Graf von Wurmser, der mit der k. k. Armee vor der Fronte dieser Linien stand, mehrere Versuche darauf gemacht, allein sie alle waren, troz der größten Tapferkeit seiner Truppen, fruchtlos abgelaufen. —

Sachkundige Männer, die das Terrain kennen, behaupten indessen, daß sie auch fruchtlos hätten ablaufen müssen; denn der Schlüssel zu den weißenburger Linien liege nicht bei Lauterburg, nicht bei der Bienenwaldmühle, nicht bei Dörrenbach, nicht bei Bodenthal, sondern — bei St. Ingbert, und da sei er auch wirklich gefunden worden.

„Eine

„Eine einzige nachdruckvolle Bewegung der Preussen von der bildstekker Höhe gegen Dutweiler — fährt jene Piece fort — nöthigte den Feind, sein Lager bei St. Ingbert zu verlassen, weil diese Bewegung ihm seinen Zusammenhang mit der Saar benahm. Fiel St. Ingbert, so fiel Blieskastel, so fiel das starke Lager bei Hornbach, so fielen die feindlichen Posten im Gebirge, und — die weißenburger Linien, eins nach dem andern, — wie eine Reihe Kartenhäuser, so bald man sie nur anstieß.“

Der Erfolg hat diese Behauptung, so paradox sie auch scheinen mag, vollkommen erwiesen, und Thatsachen verbürgen uns jetzt ihre Richtigkeit. Es ist daher noch eine große Frage, welche von beiden alliirten Armeen eigentlich das Wesentliche zur Bezwingung der Linien beigetragen hat? — Und wiederum frägt sichs: welche von beiden Armeen, sowohl in Absicht des Bodens, auf dem sie agirten, und der großen Entfernung von ihren Magazinen, als auch wegen des zureichenden Entzwecks, die schwerste Rolle übernommen hatte?

Wie viel es aber auf sich hat, in den vogesischen Gebirgen forcirte Kolonnenmärsche zu machen, und auf den daran stoßenden Bergen des rein ausgeplünderten Fürstenthums Saarbrück zugleich mit Hunger und Frost zu kämpfen, davon wird unser gemeine Soldat noch lange ein Klaglied zu singen wissen.

sen. Nicht genug, daß er den Sack Kartoffeln — das einzige, was man ihm dann und wann noch ins Lager zu Markte bringt — mit vier Gulden rheinl. bezahlen soll, da er doch seinen ganzen Tagessold für den Tropfen Brantewein blos zum Frühstück hingeben muß, der ihm in einer so naßkalten Herbstwitterung schlechterdings unentberlich ist: Nein, er muß auch noch täglich zu seiner großen Kränkung von unsern Bergen herab, an dem jenseitigen Ufer der Saar, eine Menge feindliche Fettochsen weiden sehen, welche die Franzosen auf deutschem Boden geplündert haben, und sich gut schmekken lassen, während daß er Hungerpötchen sauget. Nicht genug, daß er, von dem zu oft wiederkehrenden Dienste der Feldwachen, der nächtlichen Piquets, und andrer Kommandos kraftlos, und vom dikken Herbstnebel durchnäßt und erstarrt, in sein Zelt zurükkehret: Nein, er findet auch hier keine trokkene Stelle und keinen Schutz vor dem Ungestühme der Witterung und des Regens, der nun bald sechs Wochen angehalten, und die Zelte verstockt und durchlöchert hat. Nicht genug, daß er jetzt unter den Gefahren und Mühseligkeiten aller Art nichts im Leibe hat: es fehlt ihm auch auf dem Leibe. Seine Montirung ist unter den mancherlei Erfahrungen dieses langen *) Feldzuges

*) Dies ist vorzüglich von jenen preußischen Regimentern wahr, welche bereits im Januar 1793 mit dem Winter-

ges so mitgenommen, daß sie hier und da seine Blöße nicht mehr deckt; und ich bin vest überzeugt, daß es nie ärgere Ohnehosen bei unsern Feinden gegeben haben kann, als z. B. das Regiment von K. aufzuweisen hat.

Kein Wunder daher, daß Krankheit und Desertion in unserer Armee mit jedem Tage mehr Ueberhand nimmt; — kein Wunder, daß z. B. unter den in Wesel garnisonirenden Regimentern Kompagnien sind, die nach Abzug ihrer Gebliebenen, Vermißten und Kranken, aus zehn, ja aus fünf Dienstthuenden bestehen — Kein Wunder, daß nach gerade selbst diejenigen sehnlichst auf Erlösung harren, welche, von Vaterlandsliebe beseelt, durch die Macht der Gewohnheit gegen anhaltendes Kriegsungemach am mehresten gestählt sind.

Indessen kann unsre Erlösung — so weit der bloße Leye sieht und das Ganze zu überschauen wagen darf — nun auch in keinem Fall mehr fern sein. Die weißenburger Linien, — diese drei Stunden lange Kette von Vevestigungen aller Art zwischen Weißenburg und Landau, die von vorne mit Recht

Wintermarsche nach dem Niederrheine ihre Kampagne eröffneten, im rauhen November neben den vogesischen Gebirgen noch im Lager standen, und am 1ten Decbr. die dreitägige Schlacht bei Moorlautern gewinnen halfen.

Recht für unangreifbar gehalten wird — geriethen durch die Unternehmungen des 11ten bis 13ten Oktobers in unsern Besitz. Fortlibre mußte sich hierauf am 14ten November mit Kapitulation an den General von Lauer ergeben, und sich gefallen lassen, wieder in Fortlouis umgetauft zu werden. Die Vestung Landau wird mit jedem Tage enger eingeschlossen, und der Zeitpunkt, wo sie sich dem Gen. Lieut. von Knobelsdorf ergeben dürfte, soll vor der Thüre sein. — Sollte diese für uns höchst wichtige Vestung wirklich bald in unsre Hände gerathen, wozu in der That Wahrscheinlichkeit da ist: so bekommen wir die Winterquartire in der zwischen der Lauter und dem Rhein gelegenen Pfalz und sind geborgen. Aber, ey ja, wären wir da! Es scheint, als ob der Feind unsern Rückzug bis dahin, zu beunruhigen Lust hätte.

Der Kronprinz selbst befehligt die Belagerungsanstalten vor Landau, und kann freilich der unglücklichen Stadt nicht schonen, von deren Vestungswerken er Besitz nehmen mögte. Seine glühende Kugeln verwüsten mit den feindlichen Magazinen in Landau auch manches friedliche Bürgerhaus. Aber diejenigen irren gewiß, welche dies Bombardement für ein rachsüchtiges Paroli auf die grausame, und wie es scheint ganz planlose Einäscherung der Stadt Altbreisach halten. Ohne daß man irgend einen in dem französischen

zösischen

zösischen Operationsplan gehörigen Zweck errathen könnte, machte sich der Feind vor wenig Wochen das grausame Vergnügen, diese unglückliche deutsche Stadt am rechten Ufer des Rheins ohnweit Straßburg, durch ein plötzliches Bombardement in kurzer Zeit dergestalt zu verwüsten, daß am 18ten September von ihren sämtlichen Stiftern, öffentlichen Gebäuden und von fünfhundert und sieben und siebzig Bürgerhäusern, nur noch Schutt und Asche übrig war.

Auch wir Preußen im Lager bei Dutweiler hatten an einem Abend der vorigen Woche das fürchterlich schöne Schauspiel, von unsern Bergen herab das fürstliche Schloß der vor uns im Thale liegenden Residenzstadt Saarbrück zwar nicht durch den Muthwillen der Franzosen, aber doch durch deren Unvorsichtigkeit, in lichte Flammen auflodern zu sehen. Der Feind hatte sein Lazaret darein, und war selbst sehr thätig, um der drohenden Flamme entgegen zu wirken, so daß die Stadt selbst ihrem Untergange diesmal noch entging. Es war ungemein schmerzhaft für uns, den Glanz eines so guten Fürsten, der jetzt sogar ärmer ist, als die Kleinigkeit meines Individuums, vor unsern Augen dahinschwinden zu sehen, und das ängstvolle Gewühl schuldloser, der Willkühr des Feindes preisgegebener, Bürger zu beobachten, ohne zur Milderung ihres Schicksals Etwas, das Bestand hätte, thun zu können. Zwar hätten wir den

Zeitpunkt der allgemeinen Bestürzung während des Feuers benützen, und wahrscheinlich nicht ohne glücklichen Erfolg versuchen können, den Feind aus dieser Stadt zu vertreiben; aber wozu würde das gefrommet haben? Der Feind war längst gefaßt auf diesen Fall, und hatte bei Zeiten für Pechkränze gesorgt, um die ganze Residenz in eben dem Augenblikke der Kriegsflamme zu opfern, wo wir ihrer mächtig zu werden versuchen würden. Wie hätten wir auch eine am linken Ufer der Saar gelegene, unbevestigte Stadt den Winter über behaupten wollen, da wir sogar ihr rechtes Ufer dem Feinde wieder werden preisgeben müssen? — Dies lezte ist um so wahrscheinlicher, je mehr es die so eben einlaufende Nachricht von einem mißlungenen Unternehmen auf die französische Bergveste Bitsch zu erheischen scheint.

Der Herzog von Braunschweig hätte nämlich, während daß er im Lager bei Bitscheschweiler stand, Gelegenheit bekommen, sich geheime Verständnisse sowohl in der Stadt Bitsch, als auch in dem Schlosse zu verschaffen. „Darauf gründete man die Hoffnung, sich dieser wichtigen Bergvestung durch ein Coup de main zu bemächtigen. Funfzehnhundert Freiwillige suchten in der Nacht vom 16ten zum 17ten November diese wichtige Unternehmung auszuführen. Mißverständnisse — Mangel an genauen Lokalkenntnissen — zu früher Tod derer, welche Kolonnen führen

ren sollten — und allzugroße Bravheit der Truppen, die mit großem Geschrei vorrückten, als sie sahen, daß die Vordersten bereits einige Vortheile erfochten hatten — vereitelten dabei die wahrscheinlichsten Hoffnungen. — — Vielleicht war der Sturm der Gyganten nicht viel gefährlicher, als dieser Sturm auf das Bergschloß, und Jupiters Donnerkeile nicht viel mörderischer, als die Steine und Balken, welche die Vertheidiger dieses Schlosses von den Wällen herunter wälzten. Unstreitig hätte diese Unternehmung, sowohl wegen der weisen Disposition, als auch wegen der heldenmüthigen Tapferkeit der preußischen Truppen wohl verdient, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden."

Auch der flanderische Boden — mir wegen des Jahres, welches wir dort verlebten, jetzt merkwürdiger, als sonst — ist diesen Herbst noch reichlich mit Kriegerblut gedüngt. Houchard und Jourdan — Weißgerbergesellen und Konsorten — haben dem grossen Koburg und seines Gleichen, abermals zu schaffen gemacht. Bald nachher, als die kleine französische Vestung Le Quesnoi sich mit Kapitulation ergab: zwangen jene feindlichen Generals am 16ten Oktober den Prinzen Koburg, die Belagerung der Vestung Maubeuge fruchtlos aufzuheben, und machten sich an eben diesem Tage des allgemeinen Angriffs auf die ganze flanderische Grenze, von der

Seeküste an, bis hinter Maubeuge, wieder zu Herren der bisher von den Verbündeten besetzten Städte Menin, Wernick, Dixmuiden, Tourcoing, Knoke, Cisoing und Marchiennes. —

Es ist merkwürdig, daß dieser vom Nationalkonvent anberaumte Tag des allgemeinen Angriffs der Nordarmee auch in Paris ein entscheidender Tag war. Es starb nämlich an eben diesem 16ten Oktober Mittags um zwölf Uhr auf dem Blutgerüstedie Lieblinginn der großen Therese — die einst angebetete Göttinn der alten Franzosen — Marie Antoinette!

Heil allen Opfern dieser großen Revolution, welche einige Beruhigung in dem Gefühle jenes Dichterausspruchs finden können:

„Verbrechen nur macht Schande, und nicht das Blutgerüst.“

Zweiter Brief.

Inhalt.

Aegyptischer Opferplaz in Deutschland — Bardengötze Ars = um — Römischer Tempel der Diane — Katholischer Götze Wendel — Tholel — Heidenköpfe — Römische Heerstraße — Varuswald — Durchgrabener Todtenhügel — Beschreibung des darunter entdeckten Grabmals — Alterthümer unweit Saarlibre — und bei Saarbrück — Venustempel bei Saargemünde — Goldene Münze von K. Nero — Ungewöhnliche Römerurnen — Spitzsäule bei St. Ingbert.

Kantonirungsquartier bei Zweibrück,
November 1793.

Mein Brief aus dem traurigen Lager bei Dutweiler enthielt die Begebenheiten unserer neuesten Kriegsgeschichte: In dem gegenwärtigen will ich nun einen Blick in die Vergangenheit thun, und Sie, bester Freund! mit einigen hier noch sichtbaren Werken der ältesten uns bekannten Bewohner dieser Gegenden bekannt machen. Sie wissen, wie sehr ich Freund von Alterthümern aller Art bin, und verzei-

hen daher gewiß auch gerne einmal der uninteressanten Geschwätzigkeit dieses Briefes.

Eins der merkwürdigsten Alterthumsstükke der Saargegenden ist unstreitig ein bei dem Dorfe Schwarzerden zwischen St. Wendel und Kussel gelegener Felsen, den der gemeine Mann hier aus hergebrachter Gewohnheit das Grab Noa zu nennen pflegt. Er ragt aus der Erde mit einer glatten und senkrechten Fläche hervor, auf welcher eine Art Nische mit halberhabener Bildhauerarbeit eingehauen ist. Die sinnbildliche Vorstellung dieses uralten Kunstwerks bestehet hauptsächlich aus einem unbändigen Stiere, auf welchem ein Knabe reitet. Rund um dasselbe her stehen Hyeroglyphen, z. B. Adler, Krokodill u. s. w. Lesbarere Inschriften sind, außer den Buchstaben: C. A. P. nicht daran.

Wem fällt bei diesem Stiere nicht Gott Apis ein? Aber wie ist es möglich, ägyptischen Gottesdienst auf deutschen Grund und Boden verpflanzt zu sehen — auf welchem zwar römische Eroberungssucht, aber nie ägyptische Könige, ihren Herrscherzepter schwungen?

Professor Schöpflin — dieser große Alterthumskenner — liefert in seinem geographisch historischen Werke Alsatia illustrata einen treuen Kupferstich von den Allegorien dieses Felsens. Er vermuthet nicht ohne

ohne viel Wahrscheinlichkeit, daß die thebaische Legion, welche ihren ägyptischen Gottesdienst auch im Solde der Römer beibehielt, und nebst mehrern andern römischen Legionen, bald nach Christus Geburth, in diesen Gegenden hausete, vor diesem Felsen ihren Opferplatz gehabt habe.

Ein in Beziehung auf die Götterlehre der alten Deutschen nicht weniger räthselhaftes Alterthumsstück ist das in dem zweibrükkischen Dorfe Waldmoor, zwischen Kussel und Homburg, an der Ekke eines Bauerhauses eingemauerte Götzenbild. Es ist auf einem Sandsteine in halb erhabener Arbeit so vorgestellt, daß der Götze, bei dem man nicht errathen kann, ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts sein soll, sich nur von hinten zeigt, indem er zugleich die Hände vor dem Gesichte hält. Lange zerbrachen sich die Alterthumsforscher dieser Gegend vergebens die Köpfe, um auszuspähen, ob dieses Bild irgend eine heidnische Gottheit, und welche, es vorstellen möge. Endlich fand der zweibrükkische Inspektor Ruppendahl zu Homburg — in dem alten Buche: Schauplatz der Gottheiten der alten Deutschen — einigen Aufschluß hierüber. Den Abbildungen desselben zufolge, stellt nämlich das erwähnte Bildniß den deutschen Götzen Arsum, vielleicht eben denjenigen vor, den die Griechen den unbekannten Gott nannten. Durch

den vielleicht plattdeutschen Namen Ars ‒ um verführt, möchte der Etimolog fast in Versuchung gerathen, zu vermuthen, daß er von der sonderbaren Stellung des Götzen, vermöge welcher er den H... weiset, entstanden sei.

Auch entdeckte man vor einigen Jahren in dem Bergwalde des nämlichen Dorfes Waldmoor bei dem Ausgraben eines Baumstammes die Grundmauern und anderweitigen Ueberbleibsel eines ehemaligen heidnischen Opfertempels. Ungeachtet man nirgend mehr eine Inschrift an demselben vorfand, ergab sich doch aus mehrern Umständen, daß er der Göttinn Diane geheiligt gewesen sein muß. Denn man fand unter andern in einer der dem Tempel angehangenen Kammern, noch eine Menge halbverweseter Hirschgeweihe — wahrscheinlich die Reste der dieser Göttinn dargebrachten Opfer.

Ferner ist hier das zweibrükkische Städtchen Tholei ohnweit Saarlibre, wegen seiner verschiedenen Alterthümer merkwürdig. Als ein Freund derselben machte ich blos in dieser Hinsicht eine eigene Reise dahin, und fand mich reichlich dafür belohnt. Die hiesige Abtei hält man für die älteste in der umliegenden Gegend. Sie wurde, nach Aussage der Urkunden, schon im sechsten Jahrhunderte gestiftet. Der heilige Wendel — ein entlaufener schwedischer Königssohn, und religiöser Schwärmer — wurde bei

Trier

Trier im strengsten Inkognito Schweinehirt, dann Mönch und Abt zu Tholei und endlich, wie sichs gebürte, ein Heiliger. Ihm dankt die Mönchsstadt St. Wendel und deren wunderthätige reichbeschenkte, und noch immer fleißig heimgesuchte Wallfahrtskapelle, Dasein und Reichthum. Seine irdischen Ueberreste werden daselbst in einem silbernen Sarge aufbewahrt, nach welchem nun wohl bald selbst die gottesvergessenen Franzosen wallfahrten werden. Die katholische Christenheit aus dem Trierischen und der ganzen umliegenden Gegend stellt nun schon seit eilf Jahrhunderten zahlreiche Wallfahrten nach den Knochen des Heiligen an, denen Dummheit und Pfafferei älterer und neuerer Zeiten eine Menge Wunder angedichtet haben. So albern sie auch sein mögen, so werden sie doch im skandalösen Jahrzehnt des hellen Jahrhunderts noch geglaubt.

Einst trieb St. Wendel, da er s. v. noch Schweinehirte war, seine Herde des Abends nicht etwa nach altem Herkommen auf der alltäglichen Straße gewöhnlicher Hirten in das Dorf seines Herrn zurück — nein! der beliebten Kürze wegen, wählte er die Straße unserer Blanchards, und fuhr mit Säuen und Konsorten durch die Lüfte in den Schweinestall zurück. *)

*) Siehe: Schicksale, Thaten und Wunder des h. Wendel. Trier, 1788.

An der Abteikirche zu Tholei steht in erhabener Steinschrift folgendes Chronodistichon in Bezug auf den Bauernkrieg des Jahres 1525:

CaptVs . erat . gaLLVs .
CoeVnt . CVM . rVre . Cohortes.

Das Städtchen Tholei gehörte kurz vor dem Ausbruche der Revolution noch zu Frankreich, und wurde durch einen der französischen Minister, der Geld brauchte, an Zweibrükken verschachert. Daher vielleicht die Geneigtheit der Einwohner zu jeder Art von Widersetzlichkeit; und daher das preußische Exekutionskommando, das zur Aufrechthaltung der guten Ordnung hier steht. Der Ort liegt am Fuße eines sehr steilen und hohen Berges — die Schauenburg genannt. Ehemals stand ein sehr vestes römisches Kastel auf demselben. Die Spuren dieser Bevestigung sind noch unverkennbar, und ohne lange zu suchen, fand ich mit dem Führer, den ich mitgenommen hatte, in dem Schutte eine kupferne und eine kleine silberne Münze mit dem sehr deutlichen Brustbilde und dem Namen des Kaisers Domitianus Augustus. Die kupfernen werden sehr häufig gefunden, und hier fast allenthalben ausgepflügt. Man nennt sie gewöhnlich Heidenköpfe, und achtet ihrer wenig.

Von dieser erhabenen Schauenburg herab beherrscht das Auge eine ungemein schöne und weitläuftige

tige Gegend. Bei hellem Wetter sieht man nicht blos Saarlibre, sondern auch die achtzehn Stunden entlegene Bergveste Bitsch. Auf dem jetzt eingestürzten Wartethurm will man sogar die Rheinschiffahrt beobachtet haben, ungeachtet Mainz selbst in gerader Richtung gegen 30 Stunden entfernt ist.

Von dieser ehemaligen Burg herab sind noch die Ueberbleibsel einer römischen Kunststraße sichtbar. Sie führt nach dem eine Viertelstunde davon gelegenen, hier sogenannten Puruswalde. Dieser Wald liegt auf der Fläche eines Bergrükkens, den sich Römer Varus einst zum bevestigten Winterlager gewählt hatte. Auf dem Schutte der ehemaligen Bevestigung und auf den dikken Grundmauern der Lagergebäude stehen jetzt ziemlich dikke und hohe Büchen. Die mehresten römischen Münzen, welche man hier findet, führen Lucilla Imperatrix zur Umschrift, woraus erhellet, daß nicht Quintilius Varus, sondern Riccio Varus hier im Lager stand, und dem jetzigen Walde den Namen gab.

Etwa tausend Schritte von diesem Lager bemerkte ich jenseit eines Thales am sanften Abhange des gegenübergelegenen Berges zwei gleichförmige ansehnliche Hügel, welche daselbst absichtlich aufgeworfen zu sein schienen. Wahrscheinlich Todtenhügel, dacht ich, oder Gräber der ehemaligen Inhaber dieser Gegenden. Ihre ungewöhnliche Größe lies auch vermuthen,

then, daß sie die Asche ausgezeichneter Männer, vielleicht römischer Legionenanführer, in sich schlösse. Herr Lieutenant von H...l, der hier auf Kommando stand, und nicht weniger Freund der Alterthümer ist, als ich selbst, entschloß sich, diesem Fache der Wissenschaften hier einige Goldstükke zu opfern, und mehrere Arbeiter zum Durchgraben des eines Hügels anzunehmen. Der ganze kleine Berg bestand aus Lette — einer fetten Tonerde. Erst nach Verlauf von mehrern Tagen hatten die Arbeiter denselben in zwei verschiedenen Richtungen durchschnitten. Beim Wegräumen des Tons aus der Mitte des Hügels stießen wir in einer beträchtlichen Tiefe auf eine große Fläche von behauenen Quadratsteinen, deren jeder die Dikke eines Werkschues hatte, und wovon die mehresten fünf Fuß lang und halb so breit waren. Wir hielten diese Fläche anfangs für das Fundament eines Begräbnisses; da wir aber durchaus nichts als Lette auf derselben fanden, sahen wir wohl, daß sie vielmehr der Dekkel desselben sein müsse. Es kostete den Tagelöhnern nicht wenig Mühe, diese Steinfläche wegzuräumen. Die Steinquadrate waren sehr vest in und neben einander gefuget, und jedes einzelne mußte erst mit eisernen Keilen gesprengt, und dann mit dem Brechwerkzeuge mühsam herausgehoben werden.

Wir fanden nun rund umher eine zweite Lage noch einmal so dikker Quadratsteine. Auch in der Mitte

waren

waren dergleichen, jedoch also gelegt, daß in zweien gegen Mittag, und paralellaufenden Gängen, die auf dem mittäglichen Ende durch einen Quergang verbunden waren, ein mit Lette ausgefüllter Raum übrigblieb. In die massiven Seiten dieser drei Gänge waren in symmetrischer Ordnung mehrere ebenfalls mit Lette angefüllte Nischen. Letztere schienen zum Aufbewahren der Urnen bestimmt zu sein, welche vielleicht von einer und derselben Familie späterhin noch hineingesetzt werden sollten, welches irgend ein Zufall verhindert haben mag. In den beiden Ekken der drei Gänge standen zwei massive Urnenbehälter mit schweren Dekkeln, ebenfals von Stein, und oben mit metallenen Ringen versehen. Der eine Behälter war leer, wenigstens versicherten die Arbeiter, die ihn wärend unserer Abwesenheit gefunden und eröffnet hatten, daß er leer gewesen sei. In dem andern stand eine große Urne von feiner rother Erde — terra sigillata. — Sie war mit Knochentheilen und einer schwarzen fettigen Asche angefüllt, in welcher allerlei verrustetes Eisen und Messing lag. Das, was sich am besten erhalten hatte, waren römische Armspangen, Spere, Nägel und Hufeisen. Eine Steinschrift konnten wir nirgend entdekken. Auch fand sich zu unserm Leidwesen weder eine Münze noch sonst etwas, das uns über das Alter und den Bewohner dieser kühlen Gruft nähere Auskunft hätte geben können.

Endlich kam noch eine dritte Lage von behauenen Sandsteinen. Sie diente zur Grundlage, glich in allen

Stükken

Stükken der obersten, und ruhete auf klein geschlagenen Kieselsteinen, die wahrscheinlich in der Absicht dahingelegt wurden, damit sich durch die kleinen Zwischenräume derselben die Feuchtigkeiten ungehindert durchziehen konnten, welche von dem Bergabhange, worauf der Grabhügel steht, in das nahe Thal hinabfließen.

Auf dem Wege von Tholei nach Saarlibre, bei Limburg, findet man auch noch eine römische Heerstraße, und neben derselben ähnliche aber kleinere Grabhügel und viele römische Denksteine mit Bildhauerverzierungen und Steinschriften. Unter andern grub man hier einen sehr schönen, vier römischen Gottheiten geheiligten Opferstein mit den Abbildungen derselben, aus der Erde. Dieser Stein wird jetzt, nebst mehrern andern römischen Alterthümern, auf dem Karlsberge bei Homburg aufbewahret. Der dortige Herr Rath Reinhard hätte sie mir gerne gezeigt; allein dies war für jetzt unmöglich, weil er sie in einen der Keller des abgebranten Schlosses hatte bringen lassen, um sie so, wenigstens vor den ersten Anfällen des Muthwillens, und namentlich vor der französischen Zerstöhrungssucht aller Kunstwerke aus den Zeiten tyrannischer Regierungen, in Sicherheit zu bringen; und in diesen Kellern lagen sie nun noch verschüttet und bedeckt von den Trümmern des durch den Feind kürzlich eingeäscherten Fürstensitzes.

Mehrere der bei Limburg gefundenen Alterthümer liegen noch auf dem Amtshofe zu Tholei. Der künstlichste darunter ist ein Gedächtnißstein, welchen, nach Aussage der Inschrift, ein römischer Offizier Namens Aviola, seiner hier gestorbenen Gattinn und sich, lebend, gesetzt hat.

Dem fürstlich saarbrückischen Lustschlosse Monplaisir auf dem Hallberge ohnweit Saarbrück gegenüber, entdeckte vor kurzem Herr Rath Stengel an dem Ufer der Saar römische Bäder, die sich durch so viele Jahrhunderte noch gut genug erhalten hatten. Die gebrandten Kacheln oder Steine und die daraus verfertigten Zugröhren im Fußboden fand man beim Nachgraben großentheils noch unverletzt; und die Grundlage dieser Bäder war noch ganz vollständig. Wahrscheinlich hat ein Wolkenbruch, der die Erde des hohen Berges, an dessen Fuß sie gefunden worden sind, über sie hinstürzte, sie verschüttet, so daß seitdem der Pflug über ihre Trümmern ruhig sein Wesen trieb, bis endlich eine ausgepflügte Kachel durch ihre unsern Töpfern ganz unbekannte Form und Beschaffenheit auf das verborgene Alterthum aufmerksam machte.

Bei den zwischen Saargemünde und Blieskastel gelegenen Dörfern Reinheim und Bliesbrück grub man vor etwa zehn Jahren in dem dortigen Thale — das Allermannsland genannt — einen

einen verschütteten Venustempel aus. Auch das von Metall gegossene Bild der Venus fand man noch.

Nahe dabei stand auf dem sogenannten steinigten Felde vormals wahrscheinlich eine Römerstadt. Das noch sichtbare Gemäure der alten Wohnungen und Ringmauern, verbunden mit den vielen hier gefundenen römischen Geräthschaften und Münzen machen dies wenigstens sehr glaubhaft.

Unter der großen Anzahl dieser kupferner und silberner Münzen, die fast sämtlich aus den Zeiten des Diokletians, des Maximilians und des Augusts sind, ist nur eine einzige Goldmünze. Wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit und des schönen Gepräges verdiente sie wohl, in irgend einem öffentlichen Münzkabinette aufbewahrt zu werden. Sie hat die Größe und ungefähr die Schwere eines doppelten Friedrichsd'ors. Auf der einen Seite führt sie um die Göttinn des Glücks her folgende Inschrift:

FORTVNA. AVDACES. IVVAT.

Auf der Rückseite stehen um Neros Brustbild die Worte:

IMPERATOR. NERO. CAESAR. AVGVSTVS.

In eben dieser Gegend ists auch, wo vor einigen Jahren ein Wolkenbruch von dreißig am Abhange eines Berges vergrabenen Urnen die Erde wegspühlte und

und so an's Tageslicht brachte. Sie waren sämtlich in steinernen Behältern verschlossen. In jeder dieser römischen Urnen stand ein Glas, ungefähr von der Form und Größe eines Konfiktürglases. Diese Gläser waren etwas über halb mit einer schmalzartigen Fettigkeit angefüllt, und oben verschlossen.

Auch steht im genannten Dorfe Reinheim ein ungemein dauerhaft gebauter, steinerner Thurm, der weder Thüre noch Fensteröffnungen hat. Selbst das Dach über demselben ist ein spitz zugemauertes massives Gewölbe. Die ursprüngliche Bestimmung dieses uralten Thurms ist nicht mehr bekannt, aber man hält ihn hier allgemein für das Machwerk der Römer.

Im Thale bei Rentrisch ohnweit St. Ingbert fiel mir eine zwölf Fuß hohe viereckigte Spitzsäule auf, die aus einem einzigen Steine besteht, und eben so tief in die Erde hineinreichet, wie sie über deren Oberfläche hervorraget. Herr Professor Kiefer an der Schule zu Saarbrück, ein großer Freund der Alterthümer, machte sich mit seinen Schülern einmal darüber her, diesen Stein zu umgraben, um vielleicht irgend etwas vorzufinden, was nähere Aufschlüsse über sein Alter und seine ursprüngliche Bestimmung hätte geben können. Allein er fand nichts, weil er mit seinen Gehülfen den Grund des sehr tief in die Erde versenkten Steines nicht erreichen konnte. Man findet dergleichen auch auf einer Höhe bei

Bliescastel, und noch eine andre bei Saulheim ohnweit Mainz. Nach Basel hinauf sollen sich deren von Meile zu Meile noch mehrere finden. Man hält sie für Grenzsteine der Vorzeit. Auch tragen sie unverkennbar die Spuren eines hohen Alters an sich; Jene Säule bei Ober- und Nieder-Saulheim scheint es wenigstens unbezweifelt gewiß diesen sehr alten Dörfern den Namen gegeben zu haben.

Dritter Brief.

Inhalt.

Bestandenes Abentheuer bei Dutweiler — Dampfender Vulkan — Dessen Krater — Verwüstung des unterirdischen Feuers — Entstehung des Bimmsteins — Schiefer- und Steinkohlenbergwerk — Scheidewasserbrennerei — Wie man Allaun gewinnt — Ein Bach, der die Leinwand zerfrißt — Ludwigsberg bei Saarbrück — Dessen Fuder Heu — Begräbnißplatz für Lebende — Zigeunerbande — Der Hallberg — Dessen Heidenkapelle — Pracht und Reichthum des Karlsberges — Dessen Menschensammlung — Kabinet von Pfeifenköpfen und Katzen — Hundejungentyrannei — Apologie des Uebels —

Kant. Quart. bei Zweibrükkisch-Homburg.
November 1793.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen doch die Erzählung eines Abentheuers nachholen, welches ich bestanden habe, während daß wir bei Dutweiler gelagert waren. Sie sollen sehen, wie die Natur selbst ihre Freunde zuweilen etwas unfreundschaftlich erschreckt.

Ich verließ an einem angenehmen Herbsttage, — ich glaube, es war der einzige helle Tag, den wir bei Saarbrück erlebt haben — unser von Bergen umgebenes Lager, um den Gipfel einer nachbarlichen Höhe zu ersteigen. Der Weg bis dahinauf ging beständig durch dichte Waldung; aber ganz oben sollte die kahle Bergspitze eine vortreffliche Aussicht in die Gegend des weiland königlichen Karlsberges eröffnen. Der hiesige Hütteninspektor Herr Knölner, bezeichnete mir den Weg dahinauf sehr genau, und ich glaubte nun, nicht irren zu können. Wenig achtsam auf den rechten Weg, verfehlte ich ihn dennoch, wie denn das so zu geschehen pflegt, wenn man ideenschwanger und dennoch oft gedankenlos dahin schlendert, weniger, um nicht irre zu gehen, als um zu lustwandeln. Ohne zu wissen, in welcher Himmelsgegend in Beziehung auf unser Lager ich mich befinden mögte, war ich, von hohen Bäumen umgeben, schon länger als eine Stunde berganwärts gestiegen, und konnte noch immer nicht den erwünschten kahlen Berggipfel erreichen, der mir gestatten sollte, um mich her zu schauen. Von dem feindlichen Lager war ich nicht sehr entfernt; aber verirren konnte ich mich bis dahin nicht, weil uns die Saar trennte. Zwar hörte ich die von Sekunde zu Sekunde fallenden diesseitigen Vorpostenschüsse aus dem kleinen Gewähr, und wie mirs schien, von Zeit zu Zeit immer deutlicher, woraus ich schließen mußte, daß ich mich den furchtbaren Tirailleurs der feindli-

chen Linien nähere: allein bevor ich im unglücklichsten Falle diesen in die Hände gerathen konnte, mußten mich doch unsre eigene Vorposten und Feldwachen früher bemerken, und mich wieder auf den rechten Weg ins Lager bringen. Auch in dieser Hinsicht schlenderte ich daher sorgenlos fort, und hatte meine Freude an den muntern Hirschen, die mir rechts und links aufstießen, und ihr Wesen trieben.

Aber wie sehr erstaunte ich, da ich plötzlich und auf die unerklärlichste Weise die Erde unter meinen Füssen rauchen sah, und die Wärme des Wasens empfand, der sich aus den Ritzen des felsigten Bodens unter mir, zu meinem größten Schrekken hervordrängte. Meine Knien zitterten, als sänke der Boden schon unter mir ein; meine Augen blickten unwillkührlich wild umher, als suchten sie in der furchtbaren Einsamkeit einen Freund, der dies größte aller Räthsel zu lösen im Stande sei; und meine Besinnungskraft strebte nach Gewißheit darüber, ob ich wache oder träume, und im Traume plötzlich auf die unsichern Höhen irgend eines feuerspeienden Berges hinversetzt sei. In diesem Augenblikke einer völligen Gedankenlosigkeit fiel ein Haubitzenschuß, den unser Donnergott, der Major G r y n d u s, aus seiner hocherhabenen Batterie von dem mir zur Seite gelegenen Berggipfel herab von Zeit zu Zeit auf die nekkenden und muthwillig andringenden feindlichen Vorposten zu thun pflegte. Er

überzeugte mich zuerst wieder, daß ich mich doch wohl nicht träumend auf dem Aetna Siciliens, auch nicht auf dem Vesuve Italiens — sondern wachend im kriegbedeckten Fürstenthume Saarbrück befinden müsse.

Aber hilf Himmel! war nun das Räthsel gelöset? — Ich konnte mich nicht erinnern, in irgend einer Reisebeschreibung, in irgend einer Geographie von einem feuerspeienden Berge dieses Fürstenthums gelesen zu haben. Oder war ich zu meinem Untergange gerade in der unglückseligen Stunde des ersten Ausbruchs dieses Vulkans dahin verirrt? Lange wuste ich nicht, was ich denken oder thun sollte, und ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit. Indessen kehrte männliche Entschlossenheit, Gefaßtheit auf alle Fälle, und Untersuchungsgeist allgemach zurück. An eine Flucht vor dem Ausbruch der lodernden Erdflamme unter mir, oder vor dem plötzlichen Einstürzen des Berges, war ohnehin nicht zu denken, denn wohin, und wie eilfertig sollte ich fliehen, da ich in einem dikken unwegsamen Walde, und gänzlich verirrt war. Ich starrte mit forschendem Auge den Boden an, in welchem ich immer mehr Spalten bemerkte, deren Dämpfe immer stärker zu werden schienen. Sollte meine Phantasie, dacht' ich, ihr Spiel mit mir treiben? Vielleicht erscheinen gewöhnliche Ausdünstungen der Erde meiner Hand nur darum als heißer

Wasen,

Wasen, weil mein Kopf das fürchtet! Vielleicht ist hier auf dieser Höhe nichts mehr und nichts weniger, als eine gewöhnliche warme Quelle, wie bei Wißbaden! — Meine Augen suchten diese Quelle rund um mich her, aber vergebens.

Zu meinem Entsetzen stieß ich wenig Schritte vorwärts auf eine gähe Vertiefung, auf einen Erdfall, der mit dem unterirdischen Feuer in Verbindung zu stehen schien. Mir schwebten jetzt alle die Schrecknisse eines vulkanischen Kraters, an dessen toddrohendem Rande ich stand, so deutlich vor Augen, wie die lebhafteste Einbildungskraft sie nur schaffen mag. Dämpfe und Schwefelgerüche stiegen aus diesem Abgrunde allenthalben dikker und merklicher zu mir hinauf. Kaum konnt ich davor in der Tiefe den Steinschutt, der einen vesten Boden bildete, und seitwärts die Felsenwände bemerken, welche hier und da gewaltsam zerrissen waren, und aus deren Klüften der Dampf hervorquoll. Ich ging, nicht ohne bange, behutsame Schritte etwas ferne vom Rande der Vertiefung, rund um diese herum. Ich hätte so gerne mehr in der Nähe den Krater von allen Seiten betrachtet, um wo möglich, hinter das Geheimniß zu kommen, aber noch fehlte es mir an Entschlossenheit dazu. Jetzt war ich an der Stelle, wo eine schmale Schluft zwischen und über felsigten Bruchstücken auf einem nicht ganz zu verkennenden Fußsteige in den Abgrund hin-

 einführt.

einführt. Ich kann mich nicht erinnern, daß mir je ein Fußsteig so lebhafte Freude gemacht hätte, als dieser hier. Unstreitig, dacht ich, hat ihn die Neugierde geebnet, und hier kann also wenig oder keine Gefahr sein. Auch mir wandelte jetzt ein Lüstchen an, dem Pfade zu folgen, um so die nähere Bekanntschaft des gefürchteten Kraters zu machen. Das Lüstchen wuchs, und ich wagte mich mit leisen, und vorsichtigen Tritten in den dampfenden Abgrund hinein. Ich steckte meine Hand in die Spalte einer zerrissenen Felsenwand, aus welcher der Dampf vorzüglich stark hervorkam, und fand diesen sehr heiß. Ich berührte den Felsen selbst, er war warm. Ich that noch einen flüchtigen Blick um mich her, entdeckte nichts, das meine Neugierde noch hätte reizen können, und verließ nun den Erdfall eben so eilfertig, als langsam die Schritte waren, mit welchen ich mich in ihn hineingewagt hatte.

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich mich mitten im Walde, auf einer schmalen baumleeren Fläche befand, und daß sich auch vor mir eine kahle Breite von etwa hundert Schritten durch das Dikkigt auf den Höhen dieses Berges hinschlängelte, eine Breite, auf welcher alle Bäume und Gesträuche vertrocknet und ausgegangen zu sein schienen. Durch diese Bemerkung wurde ich völlig überzeugt, daß ein unterirdisches Feuer den Berg durchwühle, und daß dies Feuer unter jenem

nem ausgedörreten Flächenraume seinen Weg genommen, und den Nahrungssaft und die Wurzeln der sämtlichen Gewächse, welche vormals auf demselben standen, vertrocknet haben müsse. Wahrscheinlich war das Feuer von dort hergekommen, wo dieser ausgedörrete Strich Landes hinführte. Ich verfolgte ihn daher um so entschlossener, da ich einen Fußsteig darauf entdeckte, und vermuthen mußte, daß ich auf diesem Wege doch endlich wieder zu meines Gleichen kommen, und dann den Schlüssel zu dem erlebten räthseihaften Abentheuer finden würde. Allein die baumleere, vertrocknete Fläche verlohr sich plötzlich noch mitten im Walde. Indessen verließ ich den eingeschlagenen Pfad nicht, wohin er mich auch führen mögte, und stellte Betrachtungen über diese mir so unerwartete Naturerscheinung an. Das unerklärlichste dabei blieb mir immer der Umstand, wie ein Berg, dessen Eingeweide offenbar ein unterirdisches Feuer durchwühlet, ein Gegenstand des Bergbaues sein könne. Und doch sah ich hier und da an den Schachteingängen, auf welche ich stieß, und die zum Theil noch befahren wurden, daß ich wahrscheinlich auf dem nämlichen Berge sei, der alljährlich eine Menge Steinkohlen und Schiefer zur Ausbeute giebt, aus welchem letztern bei Dutweiler und in Sulzbach Allaun gesotten und Berlinerblau, Scheidewasser u. s. w. bereitet wird.

Eben dies Dorf Sulzbach war es, welches ich, ganz ermüdet, endlich erreichte, und wo mir der dortige Hüttenfaktor Herr Vopelius, folgende Aufschlüsse gab: „Was Sie gesehen haben, sagte er, ist der sogenannte brennende Berg bei Dutweiler, dessen unterirdisches Feuer nun schon seit mehr als hundert Jahren in einem schlechten Steinkohlenflötz Nahrung findet. Aus Unvorsichtigkeit gerieth dies Flötz im vorigen Jahrhundert durch die Bergleute, die es befuhren, in Brand. Die Schachte und Gänge, welche damals dem Feuer Luft gaben, wurden zwar sorgfältig verschüttet; allein es hat sich, wie Sie gesehen haben, durch die Klüfte zerborstener Felsen Luft gemacht, und schwehlt nun langsam fort, bis es vielleicht einmal von selbst ausgeht. Mit völliger Sicherheit und gänzlich können wir dem Feuer die Nahrung nicht wohl abgraben; wir müssen daher nicht bloß die Vertrocknung eines großen Waldstrichs, die sein Werk ist, gelassen mit ansehen, sondern laufen auch Gefahr, daß der Brand über lang oder kurz unsre um ihn her befindliche befahrene Schachte und Gänge ergreift.“ —

Der gelehrte Domherr zu Hildesheim, Franz von Beroldingen, sagt von diesem brennenden Berge bei Dutweiler, im zehnten Briefe seines mir so eben in die Hände gefallenen Werkes über die Vulkane älterer und neuerer Zeit (Mannheim

heim 1791.) das Feuer zähre von einem schlechten Steinkohlenflötz, und bringe eine dem Bimmstein ähnliche Schlakke hervor. Er schließt daraus, nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit, daß das Feuer der Vulkane überhaupt durch Steinkohlenflötze unterhalten werde. Daß wir auch feuerspeiende Berge haben, die keinen Bimmstein liefern, kann nicht als ein gültiger Einwurf dagegen dienen; denn in diesen mögen sehr gute Steinkohlen brennen, welche keine Schlakken geben.

Ich besuchte nachher noch öfter den rauchenden Berg, der mich das erstemal so sehr erschreckt hatte. Bei einer solchen Gelegenheit befuhr ich auch einmal ein benachbartes Schieferschacht. Man zeigte mir darauf die ganze Verfahrungsart, wodurch man diesem reichhaltigen Schiefer, den Allaun, der daraus gesotten wird, abgewinnt. Ich theile Ihnen hiermit, was ich dabei gelernt habe:

Wenn der Schiefer gebrochen und zu Tage gefahren ist, wird er in kleinere Stükke geschlagen, unter freiem Himmel in langen Reihen aufgehäuft und dann angezündet. Die Schwefeltheile in demselben sorgen dafür, daß der einmal in Brand gerathene Haufe mehrere Tage lang fortglühet. Es war mir eine ganz eigene Erscheinung, da ich des Abends im Finstern zum erstenmale auf mehrere neben einander befindliche glühende Reihen dieser Art stieß. Sind die brennbaren

Theile

Theile in dem Schiefer verzährt, so wird dieser in mehrere, in die Erde gegrabene, ausgedielte Behältnisse gefahren, in welche man hierauf Regen- oder Quellwasser leitet, um den Schiefer in demselben auszulaugen. Die Lauge, welche dies Wasser nach Verlauf von ungefähr vier und zwanzig Stunden aus dem ausgebrandten Schiefer gezogen hat, wird dann in die große bleierne Braupfannen der benachbarten Allaunhütten geleitet, wo sie unter einem Steinkohlenfeuer, das Tag und Nacht auf das beste unterhalten werden muß, so lange gekocht und verstärkt wird, bis sie in einem andern Gefäße, in welches sie durch Röhren geleitet wird, beim Erkalten kristallartig anschießt, und so das nützliche Erzeugniß, welches wir Allaun nennen, hervorbringt.

Ich habe, da mir das Hausen im Zelte in diesem nassen und kalten Monate zu toll ward, und meine Gesundheit über den Haufen warf, mehrere Tage in der dem Lager zunächst gelegenen Allaunhütte gewohnet. Meine Lage ward dadurch indessen nicht sehr verbessert, denn die gestankartigen Ausdünstungen der kochenden und erkaltenden Laugen, und der vielen Steinkohlengluth, welche vier Pfannen — jede vier Fuß lang und acht Fuß breit — Tag und Nacht siedend erhielt, ließen mich nicht viel reine Luft einschlukken; und dennoch wurde ich von so manchem armen Teufel im Lager, wegen dieser unsaubern Wohnung, nicht ohne Grund beneidet.

Mehrere Soldaten aus dem Lager pflegten anfangs in dem Bache des Thales, welches sich vor der Allaunhütte und am Fuße des Lagers dahinzog, ihren Reichthum an Leinen, — ihre zwei Hemden — zu waschen, und mußten für ihre Unbekanntschaft mit den Eigenheiten dieses Quellwassers, die ihnen unmöglich zur Last gelegt werden konnte, gar zu hart büßen. Ihre Hemden waren nach der Wäsche gelber, wie vorher, und bekamen nach wenig Tagen allenthalben Löcher, und wurden mürbe wie Zunder. Die Ursache davon lag in dem Abgange der Allaunlauge, welcher theils aus der Siederei in den Bach floß, theils von der Anhöhe herab, auf welcher die Ueberreste des ausgebrannten Schiefers durch das darauf fallende Regenwasser auslaugeten, mit dem Regen in das Thal hinab gespühlet wurde.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen nun noch einiges von den einst so sehenswerthen, jetzt durch den Feind vernichteten saarbrükkischen und zweibrükkischen Lustschlössern sage.

In den beiden Sommerwohnungen des Fürsten von Saarbrück — auf dem Ludwigsberge, und dem Hallberge ohnweit Saarbrück am rechten Ufer der Saar hausen jetzt unsre Vorposten und Feldwachen. Das Schloß des Ludwigsberges war zwar klein, aber eben so zierlich, als geschmackvoll. In dem vorliegenden Lustwalde befand sich, neben mancherlei

ange-

angenehmen Ueberraschungen, unter andern auch ein großer Hause geschlagenen Holzes, worin man ein Paar niedliche Zimmer antraf. Eine ähnliche versteckte Wohnung hatte von außen die Gestalt einer Eisgrube. Auf einer im nahen Thal gelegenen Wiese stand ein großer mit Heu beladener Wagen. Aber dieses Fuder Heu hatte eine verborgene Hinterthüre, bei deren Eröffnung eine kleine Treppe hervorsprang. Folgte man der Einladung, und öffnete dann noch die versteckten Fenster, so sah man sich in einem schönen Speisesaale.

Auf dem künstlichen Begräbnißplatze, der hier die Einsidlerkapelle des Lustwäldchens umgiebt, liegen alte bemoosete Leichensteine. Der Fürst ließ sie zur Ausführung eines Einfalls dahin legen, der mir gefällt, und originell zu sein scheint. Er ließ nämlich in diese Leichensteine Inschriften hauen, welche auf kleine charakteristische Züge der an seinem Hofe lebenden Personen anspielen, als wären diese bereits verstorben und hier begraben. Sie sind, wie mir diejenigen versichern, welche seinen Hof kennen, mit vielem Witze entworfen, doch so, daß dadurch Niemand bitter gekränkt wird.

Manche Gegenden des Schloßgartens, wo die Aussicht beschränkt ist, waren durch einzelne bekleidete menschliche Figuren, oder durch ganze Gruppen solcher Täuschungen belebt. So fand man am Rande

eines

eines Wasserbehälters auf der Waschbanke einige Wäscherinnen, die mit dem Spühlen ihrer Wäsche beschäftigt zu sein schienen. Besonders war das schöne Tannenwäldchen reich an artigen, zum Theil neuen Einfällen dieser Art; und recht sehr überraschte in demselben jene Höle, in welcher der unbekannte Wanderer, der sich einsam glaubte, plötzlich eine daselbst gelagerte Zigeunerbande erblickte.

Nicht weniger angenehm war der andre fürstliche Sommersitz auf den etwas mehr oberhalb der Saar gelegenen Hallberge bei Saarbrück — Mon Plaisir genannt. Ich sah in den ersten Tagen unsres Hierseins noch verschiedene Spuren seiner vormaligen Schönheit, und der angenehmen Partien des Schloßgartens. Aber der Feind schien sie nur übrig gelassen zu haben, um uns seine Zerstöhrungssucht desto schmerzlicher fühlbar zu machen. Jetzt, seitdem eine preußische Batterie diesen Berg, der die Stadt Saarbrück und deren steinerne Brükke beherrscht, in Besitz genommen hat, sind auch sogar schon jene Spuren verwischt. Es war mir merkwürdig, daß ich in dem hiesigen Speisesaale, dessen Verse unter andern die Zeile enthalten

je veux, que Mon Plaisir soit le plaisir des autres.

wenig oder gar keine Bayonettenstöße bemerkte, wodurch die Franzosen die kostbaren Verzierungen und Schönheiten aller übrigen Zimmer des Schlosses vernichtet

nichtet hatten. Diese menschenfreundliche Zeile scheint dem jungen Fürsten sogar die Liebe und Achtung der Franzosen erworben zu haben.

Der Hallberg wurde vormals auch der heilige Berg genannt. Man sagt, er habe beide Namen von einer hier in den Felsen gehauenen uralten Halle bekommen. Diese Grotte, die etwa zwölf Fuß tief, und eben so breit ist, war, vor der Einführung des Christenthums in diesen Gegenden, dem Dienste irgend eines Götzen geheiligt. Sie heißt daher auch noch diese Stunde die alte Heidenkapelle.

Was endlich den weltberühmten Karlsberg bei Zweibrükkisch-Homburg betrifft, so hab' ich, um meiner selbst willen, ungemein bedauern müssen, daß ich nicht Gelegenheit hatte, diesen Sitz der ausgesuchtesten Pracht und wollüstigsten Ueppigkeit, früher, als in dem gräulichen Zustande seiner Zerstöhrung, kennen zu lernen. Die Pechkränze der Franzosen haben kaum noch die Spuren von seiner ehemaligen Herrlichkeit zurückgelassen. Man spricht hier indessen mit wenig Achtung von dem königlichen Einfalle, einen ganz wüsten irdischen Berg in den überirdischen Zaubersitz einer Fee umzuschaffen; denn die Ausführung dieses Einfalls hat dem Lande nicht weniger als vierzehn Millionen gekostet. Auch muß wohl das Ausgezeichnete der ganzen Anlage dem großen Rufe, in welchem diese stand, entsprochen haben, da selbst

Kayser Joseph bei seinem Hiersein — nach der Versicherung drr Zweibrükker — sein Erstaunen darüber nicht hat verbergen können. Der Reichthum der im seltensten Geschmakke angebrachten Vergoldungen, Spiegel, Kronleuchter u. s. w. blendete im eigentlichsten Sinne die Augen. Man sah da Stühle, wovon das Stück nicht weniger als funfzig Karolinen gekostet hatte. Was man sonst nur als Seltenheiten einzeln in Kabinetten aufgestellt sieht, fand man hier zu Meubles verwandt. Für ungeheure Summen hatte man die seltensten ausländischen Vögel zusammengekauft; ihnen die Federn ausgerupft, und diese dann künstlich in die atlasne Tapeten so eingewirkt, daß auf diese Art das jedesmalige Geschöpf, dem sie angehörten, durchaus mit den natürlichsten Farbenmischungen dargestellt werden mußte.

Nach diesem Maaßstabe war alles übrige dort kunstreich, prächtig und originell. Ganze Menschenfamilien aus den verschiedensten und entferntesten Weltgegenden wohnten in den Partien des weitläuftigen Schloßgartens zerstreut in eben den Wohnungen und Kleidungen, und unter den nämlichen Haus- und Akkergeräthschaften und Gebräuchen, wie sie deren in ihrem jedesmaligen Vaterlande gewohnt waren; Eine sie umgebende Wildniß von vaterländischen Bäumen, Gesträuchen und Blumen sonderte die verschiedenen Landsmannschaften von einander. Selbst an den man-

cherlei lebenden Thieren, deren Landsleute sie waren, fehlte es nicht. Denn die Sammlung von Thieren aller Himmelsstriche und Weltgegenden war eine der kostbarsten und vollständigsten, die man vielleicht jemals gehabt hat.

Aber der Herzog hat für gewisse Thiere eine große Vorliebe. Die Gebäude für das Hundegeschlecht waren von mehr als achthundert Hunden bewohnt. Noch größer war — wenn anders die Versicherungen meines Gewährsmanns, eines angesehenen Bürgers in Zweibrück, glaubhaft sind — die Zahl der Katzen aller Arten und Gattungen. Die Briefe des Freiherrn von Knigge, geschrieben auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen (Hanover 1793) scheinen indessen diese Versicherungen vollkommen zu bestätigen. Denn Seite 28. heißt es unter andern daselbst:

„Ich sah hier — auf dem Karlsberge — eine Sammlung von mehr als tausend seltenen Pfeifenköpfen. Die Anzahl der Pferde, welche der Herzog hält, rechnet man auf funfzehnhundert. In der Menagerie von Katzen aller Gattungen übersteigt die Zahl dieser Thiere allen Glauben; und es ist schon der Mühe werth, dies Feenschloß mit allen seinen Sonderbarkeiten und Schätzen zu sehen.“

Außer

Außer dem Schlosse selbst *) und außer den Wohnungen für den Hofstaat, für die Thiere aller Art, für die Sammlung ausländischer Familien, und für eine außerordentliche Menge Katzenverpfleger, Hundejungen, u. s. w. war hier auch noch eine Kaserne für einige hundert Mann herzoglicher Truppen, welche die Grenzen und Eingänge des Karlsberges bewachen mußten — Schade, daß Schloß und Garten — ich will nicht sagen, mit egoistischem Geize nach Alleingenuß, aber doch — etwas zu eigensinnig, gleich einem Serail, fast einem jeden verschlossen waren. Vielleicht hätte jener fürstliche Wahlspruch

je veux, que mon plaisir soit le plaisir des autres —

angewandt auf den Karlsberg, die Stimmung der zweibrückischen Unterthanen in Bezug auf den Prachtsitz ihres Landesherrn, mildern — vielleicht gar dem Berge selbst bei dem Feinde einige Schonung bewirken können. Mein Wirth, ein herzoglicher rein ausgeplünderter Bauer, bei dem ich einquartirt war, erzählte mir bald nach dem Brande von der schrecklichen, sehr weit sichtbaren Flamme, welche den Karlsberg verzährete. Zuletzt verglich er sein Schicksal mit demjenigen seines Landesherrn, und setzte etwas bitter hinzu:

*) Herr Kondukteur Schäfer zu Homburg hat in zehn Folioblättern eine treue Zeichnung von den prächtigen Ruinen aller dieser Gebäude aufgenommen, und wird Kupferstiche davon besorgen.

„Es wundert uns nicht, daß der Feind einen Berg vernichtet hat, auf welchem manche Thräne haftet: aber daß man auch meiner Hütte nicht schonet, das wundert mich.“

Die letzte Hälfte dieser mir anfangs nicht ganz deutlichen Aeußerung war wohl sehr natürlich, da Niemand gerne das Opfer solcher unvermeidlichen Kriegsübel ist, welche hier und da, jedoch fast immer wider den Willen des Heerführers, einzelne Einwohner treffen. Aber die erste Hälfte, welche einen Fürsten in ein zweideutiges Licht zu stellen schien, von dem mir bisher eben nichts Böses zu Ohren gekommen war, war ich geneigt, für verläumderisch zu halten. Ich faßte daher meinen Mann scharf ins Auge, konnte aber in der unbefangenen schuldlosen Mine des guten Alten durchaus nichts Boshaftes entdekken. Um seine hingeworfene Aeußerung verstehen zu lernen, mußte ich ihm daher näher auf die Zähne fühlen.

Ich: Aber sag er mir, guter Alter! was hat er wider seinen Herzog? Ich glaubte gehört zu haben, der sei kein übler Herr?

Er: O wider den Herzog hab ich nichts, der mag noch gut genug sein; aber seine Leute sind desto böser.

Ich: Also nicht der Herr, sondern seine Diener sind es eigentlich, die den Karlsberg mit den

Thränen

Thränen zweibrükkischer Unterthanen befeuchteten?

Er: Freilich wohl! allein, da ich als Hausvater für die Vergehungen meines Gesindes verantwortlich bin, so ist es, dünkt mich, auch der Herzog in Absicht seiner Dienerschaft; Er sollte die Schurken darunter zum Teufel jagen, genauere Aufsicht auf die übrigen haben, und seine Maitresse nicht in allem mit einreden lassen.

Dies eben so freimüthige als gesunde Urtheil aus dem Munde eines Bauers war mir unerwartet, und erwarb dem Greise meine Achtung. — Unsre ganze Unterhaltung, die ich Ihnen indessen nur auszugsweise mittheilen kann, überzeugte mich von der ungewöhnlich hohen Stuffe der Geisteskultur, auf welcher die große Volksklasse zwischen der Saar und dem Rheine stehet. Im Verfolg unsres Gesprächs entfiel dem Alten bald ein Wörtchen von Tyrannei und Grausamkeit, deren sein Stand im Zweibrükkischen ausgesetzt sei. Ich konnte ihm diese harte Beschuldigung noch immer nicht aufs Wort glauben. Denn schon oft hab' ich in den verschiedenen Gegenden des Kriegsschauplatzes, die ich bisher durchzog, die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß die große Volksklasse, die allerdings von den unvermeidlichen Uebeln des Krieges am mehresten belästigt wird, eben darum auch ungeduldiger als sonst, und im Beurtheilen ihrer

gesetzten ungewöhnlich hart und lieblos ist. Eine zu seiner Kenntniß gekommene Schwachheit der Regierung, oder des Landesherrn, die der gutmüthige Bauer und Bürger sonst mit dem Mantel der Liebe zudeckte, wird in seinen Augen ein Verbrechen, wenn zahllose Lasten des Krieges sein Gemüth gleichsam verstimmt, und seine Geduld erschöpft haben. — Ich bat nun den Alten, mir doch ein Beispiel anzuführen, wie der zweibrükkische Bauer tyrannisirt würde, und er gewährte meine Bitte ohne Anstand.

„Unser Herzog — sagte er — pflegt z. B. alljährlich eine große Jagd anzustellen, die gewöhnlich vierzehn Tage dauert. Jeder Hausvater vom Lande muß dazu Eine Person zum Zusammentreiben des Wildes schikken. Die Hundejungens des Herzogs, denen um der lieben Hunde willen manches Bubenstück durch die Finger gesehen wird, mißhandeln dann unsre Kinder, die ihnen und den übrigen Wollüstlingen am Hofe nicht in allem zu Willen leben wollen, toller als ihre Hunde. Das ganze Jagdfest ist ein Fest der schändlichsten Sittenlosigkeit und Liederlichkeit. Am Hofe sieht man daher mit wollüstiger Freude, wir hingegen sehen mit ängstlicher Bangigkeit dieser alljährlichen Jagdzeit entgegen. Alle gute Sitten, alle Unschuld und Tugend, die wir Eltern und unsre Pfarrer mit gewissenhafter Sorgfalt in den Herzen unsrer Kinder anzubauen suchten, gehen dann oft mit einem

male

male verloren. Jene vierzehen Tage streuen in den Gemüthern unsrer Kinder mehr bösen Saamen aus, als wir das ganze übrige Jahr über zu vertilgen im Stande sind. Und wenn die Pfarrer kurz vor der Jagd unsre Töchter und Söhne von der Kanzel herab väterlich ermahnen, sich in den bevorstehenden Tagen der Zügellosigkeit doch ja nicht verführen zu lassen: so zieht man sie sogar darüber, wie über ein Verbrechen, zur Verantwortung; wie es denn bei Gelegenheit der letzten Jagd unter andern auch unsern guten Herrn Pfarrer W... so gegangen ist. Und da es in allem Betracht toll auf dieser Jagd hergeht, und ein Riß mit der Hundepeitsche dabei auch nichts seltenes ist; so entsteht daraus das größte von allen Uebeln für uns: dieses nämlich, daß man, bei dem ohnehin großen Menschenmangel zur Zeit dieser Jagd, nur selten für Geld und gute Worte Einen auftreiben kann, den man an der Stelle seines Kindes dahin schikken könnte. So lange ich noch rasch auf den Beinen war, ging ich selbst; nachher mußte ich, da ich keinen erwachsenen Sohn hatte, eine von meinen Töchtern schikken. Sie dauerte mich, aber sie war so gut und so unverdorben, und ich faßte ein Vertrauen zu ihrer Unverführbarkeit. Aber auch sie wurde ein Opfer der Verführung, starb ohne Mann im Wochenbette, und fluchte sterbend dem Jagdfeste."

Dem ehrwürdigen Greis entfielen Thränen bei diesen Worten. Auch mir gingen die Augen über. Wie! dacht' ich, sollte die Vorsehung, deren Auge das Ganze überschauet, durch die Greuel der französischen Revolution überwiegendes Gute bewirken — uns so die Schandthaten der Gegenwart vergessen machen, und die Menschheit Jahrhunderte hindurch für ertragene Uebel schadlos halten wollen? — —

Vierter Brief.

Inhalt.

Rückzug der Preußen nach der Lauter — Zurückweisung der Verfolgenden — Der Feind will Landau entsetzen — Szekulis Eilfertigkeit — Des Herzogs von Braunschweig Vorkehrung — Ernsthafte Auftritte — Dreitägige Schlacht bei Lautern — Unerschrokkenheit des Feindes — Standhaftigkeit der Deutschen — Der Kampfplatz nach beendigtem Morden — Aufforderung an große und kleine Wichte — Anstalten zur Reinigung der Lauter und der Luft — Folgen des Sieges — Dankäußerungen der Pfälzer — Geschichte eines Hechts. —

Kant. Quart. bei Kayserslautern,
im Dezember 1793.

Wir hatten von den letzten Tagen des Septembers an, bis in die Mitte des Novembers längst der Saar dem unaufhörlich nekkenden Feinde gegenüber, bei sehr rauher Herbstluft und anhaltendem Regen, unter verstockten und durchlöcherten Zelten, in Mangel und Dürftigkeit, sieben traurige Wochen verlebt — Wochen, welche selbst denen, die mit Leib und Seele

Soldat sind, das kriegerische Zigeunerleben auf immer zu verleiden im Stande waren. Wir dankten dem Himmel, daß endlich die sehnlich herbeigewünschte Zeit heranzunahen schien, wo man preußischer Seits ernstlich darauf dachte, dem größesten Theile der Armee endlich in den Winterquartiren die Erholung zu gönnen, deren wir so sehr bedurften. Die Saargegenden waren rein ausgezehrt, und die Wege allenthalben so böse geworden, daß es fast unmöglich schien, die preußischen Truppen noch ferner durch Zufuhr auf der Axe zu versorgen. Sie mußten daher in der Nacht vom 16ten zum 17ten November ihre Stellungen längst der Saar verlassen, um sich hinter die Lauter zurück zu ziehen, und daselbst eine kürzere und vestere Linie zur Dekkung des preußischen Belagerungskorps vor Landau zu bilden. Ohnehin würde ein noch mehr verspäteter Rückzug zwecklos gewesen sein, und in der Witterung und den Wegen noch größere Schwierigkeiten gefunden haben. Auch hatte der Feind bis dahin ein zahlreiches Heer zusammen gezogen, dasselbe durch die sogenannte erste Requisition — vermöge welcher alle Einwohner Frankreichs von einem bestimmten Alter plötzlich das Gewehr ergriffen und ins Feld zogen — bis auf achtzigtausend Mann vermehrt, und vom Konvent den Befehl erhalten, das sehr bedrängte Landau so geschwind als möglich zu entsetzen. Er folgte uns daher auf den Fuß nach. So nachdrücklich seine bluti-

gen

gen Angriffe auf unsre Arriergarde auch zurück gewiesen wurden, so erreichte er doch seinen wahrscheinlichen Zweck, den, unsern Rückzug, nach altem Kriegsgebrauch, so viel als möglich zu erschweren.

Mit großer Ueberlegenheit an Mannschaft und Artillerie, und mit noch größerer Heftigkeit griff er schon am 17ten November bei Blieskastel und Bissingen das Korps des Grafen Kalkreuth zu dreien malen an, mußte aber jedesmal der preußischen Ausdauer weichen. Der unerschrokkene Sieger machte bei dieser Gelegenheit alle die ausgezeichneten kriegerischen Talente und Erfahrungen sichtbar, die man ihm so allgemein zugetrauet hatte. Er räumte vom Kampfplatze auch nicht einen Schritt früher ein, als er selbst, ungezwungen vom Feinde, dies für gut fand. Dieses war am 19ten und 21sten bei Homburg und Zweibrükken, wo der Feind die Angriffe wiederholte, abermals der Fall. Die Kanonade besonders bei Blieskastel, war an und für sich schon fürchterlich, und ward durch den zehnfachen Wiederhall in diesen bergigten und waldigten Gegenden noch viel schrecklicher. Ich glaubte den schaudervollen Kampf um Valenciennes und eine förmliche Schlacht erneuert zu hören, und doch war es blos der geräuschvolle Angriff des Feindes auf ein preußisches Korps, dem wegen des bergigten Bodens nur auf einzelnen Punkten beizukommen war.

Da

Da der Feind sah, daß er seine Nekkereien des Grafen Kalkreuth gar zu theuer bezahlen mußte, hörte er nun auf, uns zu verfolgen. Wir sezten den durch ihn nicht mehr erschwerten Rückzug nach Lautern ruhig fort, und bezogen hierauf die Kantonirungen, welche uns nahe bei der gut verschanzten Stellung längst dem Ufer der Lauter angewiesen wurden. Aber diese scheinbare Ruhe war von kurzer Dauer. Eine feindliche Armee von funfzig bis sechzigtausend Mann, näherte sich uns am 27sten November über Landsstuhl und Ramstein, und drängte alle unsre Vorposten zurück. Unsre Truppen brachten deshalb die Nacht zum 28sten in der Position bei Kaiserslautern unter dem Gewehre zu, und wurden von nun an von der zurückgeschickten Bagage getrennt. Der Herzog von Braunschweig schien einer entscheidenden und unvermeidlichen Hauptschlacht entgegen zu sehen, träf die weisesten Vorkehrungen dazu, und erwartete mit der ihm eigenen Unerschrokkenheit und voll Vertraun auf seine Truppen den an Zahl so übergelegenen Feind.

Das französische Heer ließ nicht vergebens auf sich warten. Es griff am 28sten bei Vogelweh den Avertissementsposten unter dem Obrist Szekuli an, der sich etwas früh zurückzog. Der dadurch aufgemunterte Feind verfolgte ihn bis auf die hohenekker Höhe, und bedrohte selbst unsre Galgen-Redoute.

Es

Es kam daher hier zu einer lebhaften Kanonade, die bis an den Abend dauerte, und den Feind nöthigte, in den nahen Wald zurück zu eilen, wo er auch die Nacht blieb. Unsre Truppen blieben gleichfals wieder unter dem Gewehre.

Am 29sten mit Tagesanbruch machte der Feind Mine, die Lauter zu passiren, setzte sich in Kolonnen, und nahm seinen Weg gerade auf Mohrlautern. Er begann den Angriff mit einer entsetzlichen Kanonade aus seinem zahlreichen Geschütze, das großentheils aus Sechzehn= und Vierundzwanzig=Pfündern bestand. Die feindliche Infanterie bestürmte mit eben so viel Unerschrokkenheit als Tollkühnheit unsre Batterien, die hier und da auf beträchtlichen Höhen standen. Sie drangen in dikken Haufen, ja zwanzig bis dreißig Mann hoch auf sie an, aber nur um desto mehr Menschen vergebens aufzuopfern. Wo sie mit dem kleinen Gewehr zu feuern anfing, da ward ihr mit Kartätschen aus den Redouten geantwortet. Wo sie mit aufgepflanztem Bajonette in unsre Infanterie eindringen wollte, da marschirte ihr diese, unterstützt von der Kavallerie, mit dem Bajonette entgegen, und warf sie.

Während daß der Feind so unsern linken Flügel in Thätigkeit erhielt, bildete sich eine Kolonne französischer Infanterie gegen unsern rechten Flügel. Aber die preußischen Karabiniers hieben sofort ein, und warfen die ganze Volksmasse in den am

Defilee

Defilee gränzenden Wald zurück. Nun wich der Feind von allen Seiten. Der Herzog ließ dem fliehenden Feinde mit Infanterie nachrükken, und die Kavallerie hieb noch einigemale mit dem besten Erfolge ein, so daß die feindliche Infanterie und Kavallerie bunt unter einander durchs Defilee wieder durchstürzte. Französische Kanonen wurden nicht erobert, weil der Feind keine über das Defilee mit herüber gebracht hatte, und die einbrechende Finsterniß unser weiteres Verfolgen hinderte. Um Mitternacht erblickte man deutlich des Feindes zahllose Wachtfeuer auf den von ihm besetzten, dichte vor uns liegenden Höhen. Unsre Truppen mußten daher auch diese Nacht unter dem Gewehre bleiben.

Am 30sten mit Anbruch des Tages sah man die ganze feindliche Armee von neuem in Schlachtordnung aufmarschiret. Sie begann den Kampf mit einer noch lebhaftern Kanonade als Tags zuvor, die aber auch nicht weniger lebhaft erwiedert ward. Der Herzog griff nun seinerseits den Feind in dem von ihm besetzten Busch bei Erlebach an. Zwar kostete dieser Angriff, bei welchem die braven Sachsen kraftvoll mitwirkten, viel Blut; aber er gelang, und war entscheidend, denn wir gewannen dadurch des Feindes linke Flanke. Unsre Artillerie hatte indessen das feindliche Geschütz beinahe zum Schweigen gebracht. Man bemerkte eine Bewegung in ihrer Armee. Vielleicht suchten sie ihr Geschütz in Sicherheit zu bringen. Die

preußi-

preußischen Leibkarabiniers benützten in diesem Zeitpunkt die seltene Gelegenheit zum Einhauen in die feindliche Infanterie. Sie stürzten sich mit ihren Pferden in das von steilen Höhen umgebene Thal bei Mohrlautern hinab, und trieben den Feind vor sich her, der hier das Einhauen unserer Kavallerie für unmöglich gehalten haben mogte. Er bildete am Ende des Thales hinter den Pallisaden eines weitläufigen Gartens ein großes Viereck. Die entschlossene Preußen ließen sich indessen durch das schreckliche Bataillonfeuer, welches sie aushalten mußten, nicht abhalten, Angesichts des Feindes abzusitzen, die Pallisaden niederzureißen, wieder aufzusitzen und dann in das Viereck so einzuhauen, daß nur wenige dem Tode entgingen. Die Flucht des Feindes auf diesem letzten Angriffspunkte wurde nun allgemein. Nicht wenig Franzosen fanden auf dem Rückzuge ihren Tod in der Lauter — einem zwar nur kleinen aber morastigen Flusse, welchen die in Unordnung gerathenen feindlichen Haufen, wegen der Gefahr im Verzuge, hier und da zu durchwathen versuchten.

Kaum war auf dieser Seite der Feind über die Lauter zurück gejagt, und völlig in die Flucht geschlagen, so versuchte er, in der Hoffnung, daß wir uns bei Kayserslautern würden geschwächt haben, noch einen wüthenden Angriff auf das Korps des Herzogs von Weimar neben der Galgenredoute.

Unge-

Ungeachtet des tapfersten Widerstands, den die Preussen und Sachsen auch hier leisteten, fing doch die Sache hier an, bedenklich zu werden. Aber das Regiment Heinrich, welches noch zur rechten Zeit herbei eilte, griff mit klingendem Spiele den schon aufmarschirten Feind an, warf ihn in den Wald zurück, suchte ihn auch dort auf, und vertrieb ihn daraus. Jetzt war die Nacht eingebrochen, und die Armee des Herzogs blieb in der Nacht zum ersten Dezember — die, wie die vorigen, nach so heißen Tagen sehr kalt war — abermals unter dem Gewehre, bis gegen Morgen die erfreuliche Nachricht einging, daß der Feind seinen Rückzug gegen Homburg und Zweibrück mache.

Die Ereignisse dieser blutigen Tage liegen aller Welt vor Augen, und sprechen zu laut, als daß man nöthig hätte, die unbeschreibliche Beharrlichkeit und Selbstverleugnung der einen und der andern Parthei zu loben. Selbst der Herzog von Braunschweig, der sie doch am besten kennen gelernt haben muß, hat mehr als einmal versichert, daß der unaussprechliche Eifer seiner Truppen in diesen vier mühvollen Tagen und Nächten, daß die Geduld und Beharrlichkeit, welche ein jeder, vom Offizier an, bis zum geringsten Mann in seiner Armee, bewiesen, über alles Lob erhaben sei.

Unser Verlust in diesen Tagen wird, mit Inbegriff der gebliebenen Sachsen, auf siebenhundert Mann angegeben. Ungefähr eben so viel Gefangene

haben wir gemacht. Nach dem eigenen Geständnisse derselben kostet dem Feinde diese dreitägige Schlacht gegen sechstausend Mann. Der Wahlplatz war, besonders in den Gegenden bei Mohrlautern, dikke mit Leichen bedeckt. Menschen und Pferde lagen in ihrem Blute vertraulich neben einander, und oft umschlang das gewaltsam herausgerissene Gedärme des Rosses seinen Reuter. Die Gewinnsucht der Marodeur, der Marketender und des anderweitigen Trosses hatte, wie gewöhnlich, unmittelbar nach Beendigung der Schlacht alle menschliche Körper entkleidet, und ihnen selbst das zerrissendste, blutgefärbte Hemde nicht gelassen, weil zuweilen Geld darein genehet ist. Der niedrige Muthwille dieser gefühllosen Unmenschen hatte mit den französischen Amazonen, die hier an der Seite ihrer Geliebten ausbluteten, den sichtbarsten Unfug getrieben.

Hier, Ihr Großen dieser Erde, die Ihr Kriege beschließet, als gölte es das Leben einer schädlichen Insektenart — hier, Ihr kleinen Wichte*) und Sklaven

*) Ich verbitte mir alle Mißdeutungen dieses gut gemeinten allgemeinen Ausrufs, und alle Hindeutung desselben auf einzelne Personen. Wer sich auf laute Beurtheilung nahmhafter politischen Ereignisse unserer Zeit einzulassen Lust hat, der mag es thun, und sie verantworten, so gut er kann; meine Sache ist das nicht.

Der Verfasser.

ven des blutdürstigsten Eigennutzes, die Ihr Kriege wünschet, und zum Ausbruche derselben das Eurige beizutragen nur zu gut verstehet — hier solltet Ihr unter Leichen hinwandeln, Euer Werk betrachten, und den gewaltsamen Kriegertod in allen seinen scheußlichen Gestalten erblikken. Sehet, wie hier ein Kartätschenschuß die Brust des hingestreckten Kriegers durchwühlte, oder ihm Arme und Beine zerschmetterte! — Sehet, wie dort Einer von denen, die Ihr geopfert habt, selbst ohne Kopf noch um Vergeltung, oder vielleicht gar um Rache ruft! — Hier zwar liegt ein Glücklicher, den eine wohlthätige Musketenkugel in der Gegend des Herzens rasch vom Leben zum Tode erlösete; aber dort zehen Andere, deren Eingeweide sie brennend durchwühlte, und die Ihr so mit dem langsamsten schmerzhaftesten Tode gemordet habt! — Hier haben Säbelhiebe ein Gesicht zerfezt, und einen Kopf zerspalten, oder vom Arme eine Hand getrennt und einen Bauch aufgerissen, der nun sein Gedärme verschüttet; dort liegt das Blut, welches aus Euern Degen- und Bajonettenstichen dahinfloß, und Euch anklagt, in geronnener Masse neben dem Erblaßten! O, es kann für Euch, die Ihr diese Blutgestalten auf eine oder die andere Art auf Euerm Gewissen habt, unmöglich einen schauderhaftern und schrekkenvollern Anblick geben, als diesen hier! Und wenn je eine Zeit kommen sollte, wo ein so tausendfaches Morden nach Würden vergolten wird,

wehe

wehe dann Euch, die Ihr sie fürchten müsset! —

Alle umliegende Bauerschaften wurden vom Militär herbei getrieben, und angehalten, die steif gefrohrnen Blutgestalten unter die Erde zu bringen, und die Lauter von ersoffenen Franzosen zu reinigen. So groß die Zahl dieser Todtengräber auch war, so vergingen doch mehrere Tage, bevor sie das ihnen aufgegebene Geschäft zu vollenden im Stande waren. Zwar waren die Gruben, welche sie allenthalben für die Kriegsopfer bereiteten, sehr geräumig, aber eine solche Gruft — gewöhnlich zwölf Schritte lang, halb so breit und eben so tief — ist doch immer bald angefüllt, da Mann und Roß gemeinschaftlich hineingeschleppt werden. Die Eilfertigkeit stürzt dann oft zu viel Leichen hinein, und schüttet, zum größten Nachtheil für die Bewohner der Nachbarschaft, nur wenig Erde darauf. Kein Wunder daher, wenn ich hier und da aus der Oberfläche einer solchen Grabstädte einen Pferdefuß oder eine Menschenhand hervorragen sah. Aber das Empörendste von allen empörenden Hergängen dieser Tage bleibt in meinen Augen doch immer der Gedanke, daß unter diesen Leichen Mancher sein mag, den bei einer bloßen Verblutung und Ohnmacht eine jener kalten Nächte überfiel, in welchen beide kriegführende Theile von dem Schlachtfelde sich etwas zurückzogen, und wo dann

 der

der Wiedererwachende, ohne Labung und Hülfe, vollends erfrieren mußte.

Aber lassen Sie uns das Gesicht von allen diesen Gräueln des Krieges weg, und auf einige wohlthätige Folgen dieser gewonnenen Schlacht hinwenden. Mit ihr ist nun das preußische Belagerungskorps vor Landau gedeckt, und diese Vestung muß unfehlbar nun bald in unsern Händen sein, es sei denn, daß der Graf von Wurmser auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten, der in diesen Tagen ebenfals angegriffen wird, sich, wider Aller Erwartung, schmeißen ließe, und dadurch die herrlichen Früchte unsres Sieges plötzlich für uns, und für den beträchtlichsten Theil der Pfalz ungenießbar machte. Geschieht dies nicht, so ist mit dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Lautern zugleich die bürgerliche Ruhe und die Zufriedenheit und das Eigenthum aller der Pfälzer gesichert, welche in diesen von den Stürmen des Kriegs bedroheten Gegenden zwischen der Lauter und dem Rheine wohnen, und von Furcht und Hoffnung umhergetrieben, dem Ausgange dieser Tage erwartungsvoll entgegen sahen. Von allen Seiten liefen daher aus ihren Städten und Dörfern Dankadressen an ihre einstweiligen Erretter, den Herzog von Braunschweig, und dessen brave Truppen, ein. Auch äußerten sie diesen Dank thätig, indem sie den letztern — die während vier so heißer Tage und

so kalter Nächte von kärglich dargereichtem Kommisbrode und schlechtem Wasser gelebt hatten, Lebensmittel aller Art zuschickten und sie mit ihrem besten Weine erquickten. „Hättet ihr es uns nicht erhalten — dachten sie — so gehörte es jetzt dem Feinde.“ In diesem Gefühle setzten sie daher ihrer Freigebigkeit eben keine ängstliche Grenzen. Denn auch sie bedrohete das unglückliche Schicksal ihrer deutschen Landsleute aus den Saargegenden und dem Zweibrükkischen, die unter Zurücklassung alles Eigenthums, in einer so rauhen Jahreszeit flüchtend, alle Landstraßen bedeckten, um in Gegenden, wo sie vor den etwanigen Mißhandlungen der Franzosen gesichert sein werden, vielleicht zu verhungern. Jetzt waren sie wenigstens fürs erste vor der Gefahr gesichert, ähnliche Schritte ins Elend thun zu müssen. Wer mag ihnen also den lauten Ausbruch ihrer Freude mißdeuten? Aber wollte Gott, die Schlacht bei Lautern wäre die letzte dieses unseligen Krieges!

Meine Phantasie kommt abermals auf die Greuel dieses Kriegs in ihren tausendfachen Gestalten zurück; und ich mögte sie doch so gerne davon ablenken. Wer das Unglück hat, einer im Kriege begriffenen Armee anzugehören, der muß bei den gar zu häufig erscheinenden Trauergestalten fein fleißig die Augen zuthun. Denn in der That, er hat mehr Ursach, als irgend ein Anderer, sein System von der Nothwendig-

keit und überwiegenden Güte anscheinender Uebel bei Zeiten aufs Reine zu bringen und so unerschütterlich vest zu gründen, als möglich.

In Beziehung auf das erste — auf die Pflicht sich zu zerstreuen — schließ ich daher diesen Brief mit einer sehr verschiedenartigen Geschichtsbegebenheit — mit der Erzählung von einem weiland zu Kayserslautern lebenden Hechte:

Kayser Friedrich der Erste erbauete sich hier einen vormals durch Vestungswerke von der Stadt abgesonderten Pallast. Jetzt ist nicht mehr vieles davon übrig. Indessen lassen die aus großen Quadersteinen bestehenden Hauptmauern, und die darin befindlichen Ueberbleibsel der mit zierlichen Säulen unterstützten Kapelle nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit auf ehemalige Schönheit schließen. Bei diesem Schlosse war vormals ein jetzt ausgetrockneter sehr großer Fischteich, der Kayserswog genannt. In denselben setzte Kayser Friedrich der Zweite, nach Aussage mehrerer Schriftsteller, *) im Jahre 1230 mit eigener Hand einen Hecht, dem er zuvor einen goldenen Ring angethan hatte, der sich, nach dem Wachsthume des

*) Siehe Widders geographisch-historische Beschreibung der kurfürstl. Pfalz am Rheine. Frankfurth 1788. Vierter Theil. S. 201.

des Fisches, selbst ausdehnte, und um welchen herum folgende griechische Inschrift eingegraben war:

ΕΙΜΙ . ΕΚΕΙΝΟΣ . ΙΧΘΥΣ . Ο . ΤΗΝ .
ΛΙΜΝΗΝ . ΠΑΝΤΟΠΡΩΤΟΣ .
ΕΙΑΥΘΑ . ΔΙΑ . ΤΟΥ . ΚΟΣΜΗΤΟΡΟΣ .
ΦΕΔΕΡΙΚΟΥ . $\overline{Β}$. ΤΑΣ . ΧΕΙΡΑΣ . ΕΝ .
ΤΗ . $\overline{Ε}$. ΗΜΕΡΑ . ΤΟΥ . ΟΚΤΟΒΡΙΟΥ .
$\overline{Α}$. $\overline{Σ}$. $\overline{Λ}$.

(Ich bin unter allen Fischen der Erste, welcher durch die Hände Kayser Friedrichs des Zweiten in diesen Fischteig ist gesetzt worden, den 5ten Oktober 1230.)

Eben dieser Hecht mit dem Ringe wurde unter Kurfürst Philipp im Jahre 1497 gefangen, und auf seine Tafel nach Heidelberg gebracht, nachdem er zweihundert und siebenundsechzig Jahre in gedachtem Weyer gelebt hatte. Er soll damals die ungeheure Hechtslänge von neunzehn Werkschuhen gehabt, und dreihundert und funfzig Pfund gewogen haben. Zum Andenken an diese merkwürdige Erfahrung über das hohe Alter, so das Hechtsgeschlecht zu erreichen im Stande ist, ließ der Kurfürst diesen seltenen Fisch in seiner wahren Größe abmahlen, in dem hiesigen Schlosse aufbewahren, und folgende Aufschrift darüber setzen:

„Dies ist die Größe des Hechts, so Kayser Friedrich, dieses Namens der Andere, mit seiner Hand zum ersten in den Wog zu Lautern gesetzt, und mit solchem Ringe bezeichnet hat, Anno 1230. ward gen Heidelberg gebracht den 6. Novembris Anno 1497, als er darin gewesen war 267 Jahr."

Fünfter Brief.

Inhalt.

Eigenheiten dieses Kriegs — Apologie der feindlichen Tiraileurs — Ahnungen des Herzogs von Braunschweig — Von Kampz und von Hotze — Vester Sinn des Grafen von Wurmser — Durchbruch der Neufranken — Landau wird entsetzt — Preußen halten den Pfälzern nicht Wort — Schiefe Urtheile — Lieblosigkeit der Deutschen gegen Deutsche — Frankfurth am Main — Der Römer daselbst — Handlungsgeist und Gewinnsucht — Denkmal hessenscher Helden. —

Kant. Quart. Frankfurth, im Januar 1794.

Der sogenannte Schweizer sagt in seinen Betrachtungen über den jetzigen Krieg und die Ursachen seiner falschen Beurtheilung: Ein Krieg gegen Frankreich ist nie eine leichte Sache gewesen; aber schwerer, als es irgend einer noch war, ist es dieser. Die Geschichte giebt keinen Maaßstab, ihn zu vergleichen, an die Hand. Beispiellos in seiner Veranlassung, der Revolution, ist er auch bei-

spiellos in der Art, wie er geführt wird. Er leidet nicht nur keinen Vergleich mit einem Kriege, der um Eroberungen, aus Ehrsucht der Fürsten unter einander, um Handel und Gränzstreitigkeiten, geführt wird, sondern man kann selbst keinen andern um Meinungen gegen ihn aufstellen. —

„Alles ist in diesem Kriege anderer Art; und ich wage es dreist zu behaupten, dieser ist blutiger, von größerm Umfange und von größern Beschwerlichkeiten, als selbst der siebenjährige schlesische Krieg es gewesen ist.“

„Die französischen Tirailleurs sind sowohl an Menge, als auch an Verschlagenheit, Ausdauer, und Kühnheit — den schönsten Eigenschaften des leichten Infanteristen — allen Kroaten und Rothmänteln, allen Jägern und Füseliers der Verbündeten, überlegen. Der Feind, der diese seine Ueberlegenheit kennt, weiß sie zu benützen, und die eigenthümliche Beschaffenheit seiner Gränze kommt ihm dabei ungemein zu statten. Hierin liegt die Ursach, warum er den Krieg beständig in Wäldern und Gebirgen führt, und jede Hauptschlacht zu vermeiden sucht, und warum er diese, wenn er einmal genöthigt ist, eine zu wagen, in Kanonaden und mehrere kleine Gefechte zerschneidet.“

Dies

Dies mag als Einleitung zu den großen und unerwarteten Ereignissen dieser Tage dienen; dies mag Ihnen, liebster Freund, die Möglichkeit jener dreitägigen Schlacht bei Lautern anschaulich machen, und Ihnen zur vorläufigen Antwort dienen, wenn Sie etwa in Ihrem nächsten Schreiben einmal über das andre ausrufen sollten: Wie ists möglich, daß sie sich nach jener gewonnenen Schlacht nun doch noch mitten im Winter über den Rhein werfen lassen?

Vor allen Dingen bedenken Sie, daß die große Linie von Lautereck auf dem Hunsrück bis an den Rhein unterhalb Straßburg, welche der Feind geworfen hat, nicht von Preußen allein, sondern auch von kayserlichen und Reichstruppen besetzt war, und daß der Graf von Wurmser, der die letztern kommandirte, unabhängig von dem großen Anführer der ersten, thun zu können glaubte, was ihm beliebte, gesetzt auch, daß der Adlerblick des Herzogs von Braunschweig das Ganze richtiger übersehen und diesem Ueberblick gemäß, Warnung, guten Rath und Bitten aller Art bei ihm verschwendet hätte. Der Graf von Wurmser bildete in den Gegenden der weißenburger Linien, bis an den Rhein, den linken Flügel jener großen Linie der verbündeten Deutschen. Und wenn sich nun dieser, weil er sich durchaus nicht rathen lassen und dem Herzoge in keiner Rücksicht folgen wollte, über Hals

und

und Kopf über den Rhein schmeißen läßt, so daß dadurch das ganze preußische Belagerungskorps vor Laudau mit allen unsern dortigen Magazins, dem Feinde bloßgestellt und preisgegeben werden: wem ist dann die Schuld beizumessen, wenn der Herzog von Braunschweig nothgedrungen, sich ebenfals an den Rhein zurückzieht, und eine Belagerung aufhebt, die, wie man mit Gewißheit weiß, in zwei mal vier und zwanzig Stunden nach Wunsch beendigt gewesen wäre? — Wer hat dann das Unglück der dadurch preisgegebenen pfälzischen Einwohner, die sich des großen Sieges bei Lautern nun vergebens freueten, auf seinem Gewissen? — Wer hat es zu verantworten, daß alle die Preußen und Sachsen, welche dieser Sieg fraß, nun vergebens aufgeopfert worden sind?

In den gedruckten Beilagen werden Sie die gegenseitigen Erklärungen des preußischen Hauptmanns von Kamptz und des k. k. Generals von Hotze — diese Angelegenheiten betreffend, finden. Ohne Zweikampf unter diesen Herren, denen es beiderseits eben so wenig an persönlicher Bravheit, als an Freimüthigkeit fehlt, wird es wohl nicht abgehen. Das nenne ich mir noch einmal einen Zweikampf! Er gründet sich wenigstens auf Vorfälle, die folgenreicher und wichtiger sind, als vielleicht die Veranlassungen aller übrigen Ehrenzwiste dieses Jahrhunderts zusammen genommen.

Aus den preußischen offiziellen Berichten über den skandalösen Rückzug des vorigen Monats ergiebt sich, daß und warum der Herzog von Braunschweig dem Grafen von Wurmser vom 12ten November v. J. an, zu wiederholten malen den Rath gab, die unhaltbare, zirkelsförmig gedehnte Stellung zu Hagenau und an dem Ufer der Motter zu verlassen, und die konzentrirtere bessere Stellung hinter der Sur bei Zeiten vorbereiten zu lassen, und freiwillig zu wählen, bevor er vom Feinde dazu gezwungen würde.

„Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos — sagt der Verfasser der kurzen Uebersicht des Feldzugs zwischen der Saar und dem Rheine im Jahre 1793 — und der Graf von Wurmser beharrte darauf, Hagenau behaupten zu wollen, gerade als wenn die Eroberung von Hagenau der Zweck dieses Feldzugs gewesen wäre. Aber ein billiges Publikum sollte doch lieber nicht dem Gedanken Raum geben, daß der Graf von Wurmser jene fehlerhafte Stellung deswegen beibehalten habe, damit er den Gütern näher sein mögte, welche er im Elsaß besitzen soll. Es wäre ja gar zu traurig, wenn selbst ein Mann mit grauem Haupte, wie er, das Interesse seines Monarchen und aller verbündeten Mächte, seinem Privatinteresse aufopfern wollte.“

„Wahr=

„Wahrscheinlich — fährt dieser billige und menschenfreundliche Schriftsteller fort — wahrscheinlich hat ihn bloß ein falsches militärisches Raisonnement geleitet; dieses nämlich, daß er glaubte, sich, wenn er gedrängt würde, aus einer Stellung in die andre zu ziehen, und wenigstens in der letzten sich halten zu können. Die Geschichte aller Kriege, und selbst der gegenwärtige beweist aber, daß Truppen, die einmal geschlagen und zum Rückzuge genöthigt sind, nirgend mehr Stich halten wollen, so vest auch die Stellungen sind, die man ihnen anweisen mag. Die Regel ist also: man ziehe sich bei Zeiten und ohne vom Feinde gedrängt zu werden, in die Stellung zurück, in welcher man sich schlagen muß, um einen gewissen Zweck zu erreichen."

—

„Am 22sten Dezember geschah auch wirklich das längst geweissagte unausbleibliche Unglück. Die Kayserlichen wurden bei Froschweiler gänzlich geworfen, und ihr Rückzug war nicht der Rückzug disciplinirter Soldaten, sondern unkriegerischer Horden. Der Herzog von Braunschweig sammelte einige von den so fliehenden kayserlichen Bataillons, und sie folgten ihm mit Zuversicht; denn es fehlt den auch selbst geschlagenen kayserlichen Soldaten nicht an Muth. Er besetzte mit diesen gesammelten Bataillons den Liebfrauenberg, und trug dem k. k. General von Hotze auf, ihn auf das äußerste zu vertheidigen.

Aber dennoch wurde schon in der nächstfolgenden Nacht zum 23sten Dezember dieser äußerst wichtige Berg verlassen, aus Ursachen, die man unmöglich hat errathen können. So war nun der ganze Flügel der Preußen bei Lembach entblößt, und in die traurige und folgenreiche Nothwendigkeit gesetzt, sich ebenfals zurückzuziehen."

„Am 25sten Dezember hielten die k. k. Generale Kriegsrath, und beschlossen, daß man den angefangenen Rückzug fortsetzen, sich ganz über den Rhein ziehen, und die Blokkade von Landau aufheben müsse. Der Herzog von Braunschweig erstaunte über diesen Entschluß, und erklärte öffentlich und feierlich:

daß man unter den gegenwärtigen Umständen an keinen Uebergang über den Rhein denken, sondern den Feind selbst angreifen müsse, wo und wie man ihn fände; daß Er niemals seine Genehmigung zu einem Schritte geben werde, welcher beide Armeen vor den Augen der ganzen Welt mit Schande bedekken würde; daß ein Rückzug, so lange man noch nicht einmal einen Versuch auf den Feind gemacht habe, gar nicht zu entschuldigen sein würde; daß die unglücklichsten Folgen einer verlohrnen Schlacht nicht verderblicher, nicht ehrloser sein könnten, als — dieser Rückzug."

„Diese

„Diese Erklärung voll Energie that die erwünschte Wirkung, und stimmte den Grafen von Wurmser zu dem Entschluß, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Der 26ste Dezember sollte also der entscheidendste Tag dieses Feldzugs werden; Allein der Angriff fand dennoch nicht statt, und die Truppen, welche bereits im Vorrükken begriffen waren, erhielten Befehl zum Rückzug, weil der Graf von Wurmser keine Schlacht mehr liefern wollte. Er nahm die bei Weißenburg kaum gegebene Einwilligung zur Schlacht wieder zurück, machte den 30sten Dezember einen äußerst schnellen Rückzug über den Rhein, und setzte dadurch die preußische Armee in die Gefahr, von diesem Fluß abgeschnitten zu werden, und alle ihre Magazine zu verlieren.“

„Weder die Gründe des Herzogs von Braunschweig, noch die männliche Beredsamkeit, mit der er spricht und schreibt, nichts konnte den kayserlichen General bewegen, diesseits des Rheins zu bleiben; ungeachtet die Stellung bei Germersheim ungemein stark ist, und der Herzog die heiligsten Versicherungen gab, den rechten Flügel der kayserlichen Armee zu dekken. Hätte der Graf von Wurmser wenigstens diesen Vorschlag angenommen, so waren zwar immer noch alle Eroberungen verlohren, aber die Gränze von Deutschland — die Pfalz, war doch gedeckt.“

Jn

„In dieser Lage der Dinge blieb dem Herzoge nichts anders übrig, als die ganze preußische Armee gegen Mainz zurückzuziehen, und in der Stellung zwischen Oppenheim und Odernheim die fernern Unternehmungen des Feindes zu erwarten.“

„Wem ist nun das Unglück zuzuschreiben, welches zu Ende des vorjährigen Feldzugs die Deutschen betroffen hat? Und wer mag alle die traurigen Folgen berechnen, welche von der durch den kayserlichen Grafen von Wurmser beschlossenen Aufhebung der preußischen Blokkade von Landau unzertrennlich sind? — Wären die deutschen Armeen Meister von dieser Vestung geworden, so würden sie nicht nur die Pfalz gedeckt, sondern auch einen großen Theil des Elsasses haben behaupten können; und der Feldzug wäre wenigstens auf dieser Gränze für die verbündeten Mächte ehrenvoll geendet worden. Wären wir Meister von Landau geworden, so sahen die Preußen sich nicht genöthigt, die unüberwindliche Stellung über Kayserslautern von selbst zu verlassen, und selbst den Hunsrück bloß zu geben; und man hatte den Trost, daß die vielen tausend Unglückliche, welche im Bienenwalde, bei Pirmasens, an der Blies, bei Kayserslautern u. s. w. verwundet oder getödtet wurden, wenigstens für das gemeinschaftliche Interesse nicht umsonst geblutet hätten.“

„Alles dies gränzenlose Unglück hat die einzige fehlerhafte Stellung der kayserlichen Truppen hinter der Motter, und hauptsächlich bei Froschweiler, verursacht. Durch den Fehler eines einzigen Mannes, eines ehemaligen französischen Offiziers, des Herrn Grafen von Wurmser, ist nun die Frucht beinahe eines ganzen mühvollen, äußerst blutigen und kostspieligen Feldzugs verlohren gegangen; und die zwei Armeen sind auf den Punkt zurück geworfen, von welchem sie im Anfange des Krieges ausgehen konnten.“

Dies sind Thatsachen, welche nicht anders als öffentlich geschehen konnten, und der lesenden Welt in den nahmhaft gemachten lesenswerthen Piecen gedruckt vor Augen liegen. Sollten Sie es daher wohl möglich halten, daß das Publikum am Rhein und Main nichts desto weniger die Schuld des geschehenen Unglücks, bald mehr bald minder freimüthig, uns Preußen beimißt? Bei denen Pfälzern, welche durch unsern Rückzug unglücklich wurden, ist das zu entschuldigen: sie halten sich an die nächste Ursach; und da ihre häusliche Zufriedenheit und Ruhe nun doch einmal gestöhrt ist: so mag es ihnen wohl ziemlich gleichgültig sein, ob es außer dieser nächsten Ursach ihres Elends noch eine entferntere giebt, oder nicht. Andre aber beurtheilen uns, aus selbstverschuldeter Unwissenheit, auf die ungerechteste und un-

billigste

billigste Weise zugleich. Kaum bemerkten sie, daß wir uns gegen den Rhein zurück zogen, so riefen sie: Kreuziget! — „Sehet, sagt man, nun verlassen die Preußen die armen Pfälzer doch noch, ungeachtet sie, nach gewonnener Schlacht bei Lautern, ihnen so zuversichtlich versprachen, sie aus allen Kräften zu schützen.“ — Ob aber dieser so zuversichtlich versprochene Schutz noch in unsern Kräften lag, nachdem der Graf von Wurmser die Preußen zu einem Rückzuge, der dem eben so menschenfreundlichen als ehrliebenden Herzoge von Braunschweig sogar Thränen gekostet haben soll, im eigentlichsten Sinne nothzüchtigte: das kümmert sie weiter nicht.

Bei noch Andern entspringen diese schiefen Urtheile aus Leichtgläubigkeit gegen die Verläumdungen derer, welche die Schuld des geschehenen Unglücks aus Gutmüthigkeit gegen sich selbst gar zu gerne den Preußen aufbürden mögten. Wollte man dergleichen einseitige und beleidigende Urtheile allemal auf der Stelle zu berichtigen suchen: so würde man ein sehr schweres Geschäft übernehmen; und doch darf es dem ehrliebenden Preußen selbst nicht einmal immer gleichgültig sein, wie der Pöbel — höhern und niedern Standes — seine Schritte beurtheilet.

Ich hätte Ihnen, liebster Freund, noch Manches zu sagen, was auf die großen Ereignisse des vorigen

Monats Bezug hat: allein es frommet nicht alles. Ich sollte Ihnen auch noch das überaus traurige Schicksal der deutschen Bewohner des linken, vom Feinde überströmten Rheinufers schildern, die unter Zurücklassung alles Ihrigen, nach dem diesseitigen Rheine flüchteten, und in der Regel von ihren Freunden und Verwandten über alle Erwartung kalt aufgenommen wurden: allein diese Kälte der Freunde zur Zeit der Noth ist leider eine im Laufe der Dinge schon längst begründete alte Erfahrung. Der Himmel gebe, daß diese Hartherzigen im Laufe der Zeit nie zu einer ähnlichen Flucht gezwungen werden mögen. Ihre Versündigungen an unglückliche Bekannte und Freunde mögten ihnen eine ähnliche frostige Aufnahme zuziehen.

Jetzt von den Merkwürdigkeiten der Stadt Frankfurth am Main: Man zählt hier, wenn man die am linken Mainufer gelegene Vorstadt Sachsenhausen mitrechnet, etwa dreitausend Häuser, worunter einige sind, die fürstliche Mine machen, ob sie gleich nur Privatleuten angehören. Die Straßen sind, eine einzige ausgenommen, großentheils zu enge und krumm, und wegen der außerordentlichen Lebhaftigkeit des Orts und des fast immer fortdauernden thätigen Geschäftsganges der Einwohner, selten reinlich. Die Menschenzahl beläuft sich auf vierundvierzigtausend Köpfe; Die siebentehalbtausend Juden, die hier eine eigene Straße, welche verschlossen werden kann,

bewohnen, so wie auch die Einwohner von Sachsenhausen, sind jedoch in dieser Angabe mit eingeschlossen. Stadt und Vorstadt sind durch die schöne, hohe, massive Mainbrükke mit einander verbunden, auf deren Mitte man einer reizenden Ansicht der Maingegenden und dieses lebhaften Stromes selbst genießt. Die Bewohner der Vorstadt sind großentheils zur niedrigsten Volksklasse gehörig, und durch ihr unaussprechlich grobes Wesen übel berüchtigt.

Zu den hiesigen Sehenswürdigkeiten rechnet man vor allen Dingen den Römer, oder das Rathhaus; und auf demselben insbesondere das kayserliche Wahlzimmer. Ich hatte daher nichts eiligeres zu thun, als mir dasselbe zeigen zu lassen; und ich rathe allen denen, welche mit mehr Behaglichkeit und größerem Vergnügen, als ich, veraltete Möbeln, karmoisinrothe damastene Tapeten und Fenstergardinen, und überhaupt höchst geschmacklose Verzierungen sehen, dies Zimmer ebenfals zu besehen, und das Trinkgeld, welches sie daran wenden, sich nicht gereuen zu lassen.

In dem hiesigen Stadtarchive verwahret man sorgfältig das Original der merkwürdigen goldenen Bulle, welche bekanntermaßen die unter Kayser Karl dem Vierten, im Jahre 1356, theils zu Nürnberg, theils zu Metz, entworfenen Grundgesetze des deutschen Reichs enthält.

Die rastlose, nicht zu ermüdende, spekulirende Thätigkeit des hiesigen Handlungsgeistes ist unstreitig rühmens werth, und scheint mir selbst noch den, in Hamburg und Amsterdam, hinter sich zurück zu lassen. Während daß dieser Krieg den ganzen großen Kriegsschauplatz unglücklich macht, sucht hier ein jeder — denn ein jeder ist in der Regel Handelsmann — aus den Zeitumständen Vortheile zu ziehen, um Schätze auf Schätze zu häufen. Hier und da findet man sogar schamlose, schmutzige Gewinnsucht, besonders in einigen Gasthöfen. Die Börsen der Herren von der sie schützenden Armee und der ohnehin schon so bedauerns würdigen deutschen Flüchtlinge machen täglich die lästigsten Erfahrungen von Unverschämtheiten der Art.

Von den Auftritten, welche die Franzosen bei ihrem Hiersein im vorigen Jahre hier veranlaßt haben, sag' ich nichts, da Sie dieselben wahrscheinlich aus der bereits gedruckten neuesten Geschichte der Stadt Frankfurth schon kennen. Aber das schöne Denkmal muß ich Ihnen noch beschreiben, welches denen braven Hessen jetzt dankbar errichtet wird, die am zweiten Dezember 1792 bei der Wiedereroberung dieser Stadt blieben. Es nimmt dichte vor dem Thore, wo die Helden fielen, einen Platz ein, und besteht unten aus einem künstlichen Basaltfelsen von siebenundzwanzig Fuß im Durchmesser. Auf demselben

hen ruhet ein Würfel, an welchem jede Fläche neun und einen halben Fuß hoch, und eben so breit ist. In einer Einfassung von schwarzem geschliffenen Marmor sind den vier Seitenflächen metallene Tafeln einverleibet, auf deren unpolirtem Grunde folgende Inschriften mit erhaben geschliffenen Buchstaben stehen:

Erste Seite:

MDCCLXXXXII.
AM . II . DECEMBER .

Zweite Seite:

FRIEDRICH . WILHELM . II .
KOENIG . VON . PREVSSEN .
DEN . EDLEN . HESSEN .
WELCHE .
IM . KAMPFE . FVR'S . VATERLAND .
HIER .
SIEGEND . FIELEN .

Dritte Seite:

LABORVM . SOCIIS .
E . CATTORVM . LEGIONIBVS .
TRAIECTO . AD . MOENVM .
IIII . NON . DEC . RECEPTO .
DECORA . MORTE . OCCVMBENTIBVS .
PONI . IVSSIT .
VIRTVTIS . CONSTANTIAE . TESTIS . MIRATOR .
FRIED . WILH . II . BORVSSORVM . REX .
CIↃ . IↃCCLXXXXIII .

Die vierte Seite enthält die Namen der fünf und funfzig hier gebliebenen Hessen. Es sind darunter sieben Offizier, sieben Unteroffizier, und ein und vierzig Gemeine, an deren Spitze der Obrist Prinz Karl von Hessenphilippsthal auch hier steht.

Auf der Oberfläche des Würfels liegen folgende Sinnbilder menschlicher Stärke und Herzhaftigkeit:

Der Sturmbock der Alten — aries — der bekanntermaßen aus einem großen Widderkopfe von gegossenem Eisen bestand. Die Römer pflegten diesen an einen langen und schweren Balken zu bevestigen, an dessen Handgriffen Mehrere ihn trugen, wenn sie ver-

verrammelte Thore damit zersplittern und auftrennen, oder Mauern damit über den Haufen werfen wollten.

Ueber einem Theil dieses Mauerbrechers ist die Haut des nemäischen Löwen so ausgebreitet, daß der Kopf herabhängt, und das übrige fast die ganze Oberfläche bedeckt.

Auf dieser Löwenhaut ruhen die bekannten Sinnbilder der Vertheidigung — Schild und Helm, welche die Keule des Herkules unterstützet.

Diese Gruppe, die den Beifall der Kenner hat, ist nebst jenen vier Tafeln mit Inschriften, aus einigen von den Kanonen und Haubitzen getrieben und gegossen worden, mit welchen die Neufranken zuerst die Gegenden um Mainz und Frankfurth, darnach ganz Deutschland und Europa, und endlich auch die übrige bekannte Welt zu bezwingen — versprochen haben. Der Himmel gebe, daß sie dieses Versprechen auch mit denen Kanonen und Haubitzen nie erfüllen mögen, welche sie jetzt aus den Glokken der geplünderten pfälzischen und zweibrükkischen Lande neu gießen.

Sechster Brief.

Inhalt.

Darmstadt — Architektisches Quodlibet — Exerzierhaus — Denkmal von Friedrich dem Einzigen — Alterthümer vom K. Trajan — Gustav Adolphs Ehrensäule — Oppenheim — Anschauliche Empfängniß der Marie — Knochenkabinet — Prophetisches Gespenst — Gerichtliche Aussagen darüber — Die Friedensmär in Versen — Raisonnement über dies Gespenst — Angestellte Untersuchungen — Entdekkung des Geheimnisses. —

Darmstadt, im Aprill 1794.

Ich könnte nicht sagen, daß mir die Außenseite der landgräflichen Residenz Darmstadt sehr behagte. Die Straßen sind großentheils krumm und enge; die Häuser, fünfhundert und achtzehn an der Zahl, sind fast sämtlich im alten Geschmack erbauet, haben ein finsteres Ansehen, und verdunkeln dadurch in etwas die Freundlichkeit der Einwohner. Das Residenzschloß könnte man ein Quodlibet von unvollendeten Gebäuden und Anhängseln älterer und neuerer Zeit nennen.

nennen. Es ist keine einzige Idee der zu verschiedenen Zeiten lebenden Erbauer ausgeführt. Es hat drei Eingänge mit Brükken über einen das Schloß umgebenden Graben, dessen morastiges Wasser nichts weniger als Wohlgerüche aushaucht. Den Pallast des Prinzen Georg, dessen vorderer Flügel sehr alt ist, vergrößerte Ludwig der Achte durch Seitenflügel, und vor zwanzig Jahren hing man wieder gegen den Marktplatz einen im französischen Geschmack verzierten Flügel an. So ist nun auch dieses Gebäude ein Compositum mixtum der Baukunst. Die Stadtkirche ist ein sehr altes Gebäude, aber weiter nicht merkwürdig. Das inwendig zweckmäßig eingerichtete Pädagogium gefällt bei seiner unverhältnißmäßigen Höhe von außen eben so wenig, als das Rathhaus. Regelmäßiger ist das 1742 durchaus von Steinen aufgeführte Zuchthaus, das sehr solide Waisenhaus, und das Kollegienhaus. Zu den ansehnlichsten Gebäuden gehört vor allen andern das durch Landgraf Ernst Ludwig erbauete Opernhaus. Der schönste Theil der Stadt ist unstreitig die alte Vorstadt, der Birngarten und die neue Vorstadt: drei neuere Straßen, die sich durch Regelmäßigkeit, lichtvolle Breite und gutes Steinpflaster empfehlen.

Für mich war das sehenswürdigste Gebäude in ganz Darmstadt das hiesige im Jahr 1771 erbauete Exerzierhaus. Denken Sie sich ein Haus, dessen

Länge

Länge dreihundert und neunzehn, und dessen Breite hundert und ein und funfzig rheinl. Fuß in Lichten beträgt, so werden Sie sich einigermaßen mein angenehmes Erstaunen vorstellen können, da ich beim Eintritt in dasselbe das ganze ungeheuere, von hundert und sechs und dreißig Fenstern erhellte Innere dieses von keinem Pfeiler unterstützten Gebäudes, mit einem Blick übersah. Ich mögte dies seltene architektische Kunststück den Sieg der Baukunst nennen. Das Dach ist ein aus zwei Stockwerken bestehendes Hänge- oder vielmehr Tragewerk, welches einzig auf die acht Fuß dikke Ringmauer des Gebäudes ruhet. Ich ließ mich oben hinauf führen, und das Betrachten der einzelnen Theile, deren gegenseitige Kräfte so richtig berechnet, und so haushälterisch benützt worden sind, hat mir fürstliches Vergnügen gemacht. Dies ungeheure Zimmer wird im Winter bei den kriegerischen Uebungen durch zwölf Oefen erheitzt.

Zunächst an dem Exerzierhause und Schlosse gränzt ein angenehmer kleiner Park, in welchem Friedrich der Einzige der im Jahr 1774 verstorbenen großen Landgräfinn von Hessen, Christine, ein zwar schmeichelhaftes, aber darum nicht unverdientes Denkmal setzen ließ. Es besteht in einer ganz einfachen Urne von karrarischem Marmor, an welcher zwei Genien den Tod der Verstorbenen betrauern. Sie steht auf einem Hügel, welchen ein dichtes Gehölz umschließt und

und den Augen des suchenden Wanderers verbirgt. Folgende eben so schöne als wahre Inschrift an der Urne

HIC . IACET .
HENR . CHRISTINA . CAROL . LOV .
HASS . PRINC.
FEMINA . SEXV . INGENIO . VIR .
N. VII. ID. MART. A. MDCCXXI.
D. D. III. KAL. APR. A. MDCCLXXIV.
S. E. T. L.

hat der große Friedrich selbst verfertigt und darauf zu setzen befohlen. Wer diesen Umstand weiß, dem ist es unangenehm, daß der kleine Bildhauer den Einzigen durch den gutgemeinten Zusatz:

POSVIT . REX . FRIDERICVS . II . MAGNVS .

in den Verdacht der kleinlichsten Selbstsucht zu bringen scheint.

Uebrigens liegt Darmstadt in einer angenehmen und fruchtbaren Ebene am Flüßchen Darm in der Gegend, wo die Bergstraße endet. Ihrer wird schon in Urkunden aus dem neunten Jahrhunderte gedacht. Aber schon lange vorher hatten die Römer

daselbst

daselbst ein Kastell wider die Katten angelegt. Dies verbürgt unter andern ein uralter Thurm, der im Jahr 1553 wegen seiner Baufälligkeit abgebrochen werden mußte, und in dessen Grundsteine man römische Münzen vom Kayser Trajan fand.

In der hiesigen Nachbarschaft sah ich am diesseitigen Rheinufer etwas oberhalb Oppenheim, die hier so genannte Schwedensäule. Sie ist eine von behauenen Steinen erbauete, auf vier Kugeln ruhende, vierseitige Spitzsäule, mit einem beträchtlich hohen Fußgestelle. Ganz oben liegt ein Löwe mit Reichsapfel und Schwerd. Letzteres ist durch den ungebilligten Eifer eines kayserlichen Offiziers schon vor mehrern Jahren verstümmelt. Diese Ehren- und Gedächtnißsäule wurde vor etwa hundert und funfzig Jahren dem dankbaren Andenken des großen Gustav Adolphs, vorzüglich wegen seines im Jahr 1631. hier bewerkstelligten Ueberganges über den Rhein, errichtet.

Da ich einmal in der Nähe des zwischen Worms und Mainz am linken Rheinufer gelegenen pfälzischen Städtchens Oppenheim war, so ging ich über die jetzt dort gelegene Schifbrükke dahin, um diesmal die Hauptkirche näher ins Auge zu fassen, die nach der Versicherung der hiesigen Kronik eine der prächtigsten am Rheinstrome gewesen sein soll. Ihr

Bau

Bau wurde im Jahr 1262 angefangen, und erst im Jahr 1317 vollendet. Damals galt ein Brod von der Größe, wie es in unsern Tagen bei gewöhnlichem Kornpreise mit einem guten Groschen bezahlt werden würde, nur einen Heller. Man ersieht dies aus einem in die Kirche eingemauerten Steine, auf welchem ein solches Brod mit folgender Unterschrift abgebildet ist:

DO . DAZ . BROT .
EIN . HALLER . GULT .
DO . WART . DIESE .
KAPPL . GEST— — .

Diese Kirche hatte ehemals zwei Chöre, wovon aber nur das östliche nach dem letzten großen Brande wieder ausgebauet ist. Innerhalb der Ruinen des westlichen machte mich Herr Inspektor Ueberle auf die sinnliche Darstellung einer katholischen Glaubenslehre — der unbefleckten Empfängniß der Marie — aufmerksam. Sie ist in Stein gehauen, und über der Hauptthüre angebracht. Zur rechten Hand steht Gott Vater, in Gestalt eines bärtigen alten Mannes, welcher einen starken in Strahlen sichtbaren Odem von sich bläset. Ihm gegen über links fängt Jungfer Marie mit einer unverkennbaren Lüstern-

sternheit den väterlichen Odem mit dem einen Ohre auf, und mitten in den Strahlen dieses Odems fliegt der heilige Geist in Gestalt einer Taube geradesweges in das Ohr hinein. Wenn sich die Sache also verhält, wie mancher Theologe bisher noch nicht einmal mag gewust haben, so begreife ich nicht, wie die katholische Christenheit einst so viel über diese wichtige Kirchenlehre streiten, und wie irgend ein Rechtgläubiger diese handgreifliche und augenscheinliche Unbeflecktheit der Marie bezweifeln konnte.

In Urkunden von Kayser Karl dem Großen wird des Dorfes Obbenheim im Wormsgaue öfters erwähnt. Vorher soll der Ort Bonconica geheißen haben, und von den Sueven erbauet sein, nachdem sie die Vangionen von hier vertrieben hatten. Gewisser ists, daß der römische Feldherr Drusus hier eins von den funfzig Kastellen erbauet hat, welche die Römer längst dem Rheine anlegten. Ungeachtet der besondern Lage dieses an dem Abhange des sehr erhabenen Rheinufers erbaueten Ortes, war er doch vormals eine Art von Vestung. Sowohl die Ruinen der alten Bevestigung, als auch besonders das Beinhaus des hiesigen Kirchhofes, lassen vermuthen, daß so mancher Krieger hier das Opfer seines Standes geworden sein mag. Ich bin erstaunt bei dem Anblick der unzähligen Menschenschädel und Gebeine, die hier in drei geräumigen überirdischen Gewölben

wölben gesammelt und mit einer großen Regelmäßigkeit und Oekonomie des Raumes schichtweise in und neben einander gepackt sind. Vor einigen Jahren kamen mehrere heidelberger Studenten mit einem Erlaubnißscheine von der Regierung hierher, und durchwühlten die ganze ungeheure Knochensammlung, bloß um diejenigen heraus zu suchen, deren unnatürliche Gestalt vermuthen ließ, daß sie einst verkrüppelten Menschen und Mißgeburten angehörten. Sie fanden deren eine ganze Fuhre, und kehreten mit ihrer Beute beladen, nach der Anatomie zu Heidelberg zurück, um so, unter Anleitung der medicinischen Professoren, den menschlichen Körper zu studieren.

Aber ich bin Ihnen, liebster Freund, noch die Mittheilung der merkwürdigen Volkssage vom Ritter Lindenschmidt im Odenwalde schuldig; und füge jetzt der Erzählung dieses Märchens, wie sie dieselbe im 13ten St. der Friedenspräliminarien S. 200 auszugsweise finden, noch einige nöthige Zusätze und Bemerkungen hinzu.

Nach den schönen Phantasien, womit der dortige Erzähler diese Volkssage ausgeschmückt hat, lebte vor etwa zweihundert Jahren in zwei Bergschlössern des Odenwaldes — deren Ruinen das Volk jetzt die Kriegs- und die Friedensburg des Ritters Lindenschmidt (Rothenfels) nennt — ein rüstiger

G Klopf-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Klopffechter, dessen im Leben nur kriegathmende, abgeschiedene Seele für die einst verübten Ungerechtigkeiten und Räubereien nun ohne Ruh und Rast spukend im Odenwalde umherirren, und die ganz eigene prophetische Gabe haben soll, den Ausgang selbst der verwirrtesten politischen Verwikkelungen unserer Staatskabinette mit einer bewundernswürdigen Zuverlässigkeit vorherzusagen. Der Ritter zieht nämlich, so oft ein Krieg über diese Gegenden ausbrechen will, mit einem die Luft durchdringenden Kriegsgeräusch aus seiner Friedensburg in die Kriegsburg ein, und wechselt mit seinen Wohnungen auf die entgegen gesetzte Weise, so oft der Friede die hiesigen Einwohner wieder beglükken will. Das erstere war zu ihrem großen Leidwesen auch kurz vor dem Ausbruch dieses französischen Krieges wieder der Fall; Seit dem Dezember des vorigen Jahres hat er aber den Rhein- und Nekkarbewohnern auch wieder den Gefallen gethan, mit seinem lermenden Kriegstrosse in die Wohnung des Friedens klirrend und rasselnd zurück zu kehren. Das hiesige friedliebende Publikum gründet nun seine schönsten Hoffnungen zu einem baldigen Frieden auf diesen spukenden Wahrsager, und schmeichelt sich ihrer nahen Erfüllung, troz der geringen Wahrscheinlichkeit, welche es dazu zu haben scheint, mit einer Zuversicht, die ihres Gleichen sucht. Aber ich fürchte, die Glaubwürdigkeit des Ritters dürfte diesmal einen erschütternden Stoß bekommen, da der neue Feldzug bereits so gut als eröfnet ist.

Sie fragen, wie ein so albernes Märchen hier sein Glück machen könne? — Verzeihen Sie, dies Märchen beruht wenigstens nicht auf die Aussage eines einzelnen spaßhaften müßigen Kopfs, und wurde schon jahrhundertelang als Wahrheit behandelt. Ganze Dorfschaften des Odenwaldgebirges wollen den Aus- und Einzug des Ritters mit gesunden Ohren gehört haben, und erhärteten ihre Aussagen vor Gerichte mit heiligen Schwüren. So oft nämlich Ritter Lindenschmidt vormals sich hören ließ, mußte sogleich eine gerichtliche Anzeige, so wohl nach der Pfalz, als auch nach Darmstadt und Mainz, gemacht werden. Es wurden Zeugen eidlich abgehört, die Dokumente darüber gerichtlich niedergelegt: kurz man behandelte, wie gesagt, ein handgreifliches Märchen als Wahrheit. Ja man behauptet sogar, daß auch jetzt wieder die Zeugen hierüber gerichtlich vernommen wären; aber ich schäme mich um des gegenwärtigen Jahrzehents willen, es zu glauben. Sie sollen ausgesagt haben:

„daß sie in einer nahmhaft gemachten Nacht ein fürchterliches Kriegsgeräusch und Waffengeklirre, wie in der Luft gehöret, und zwar so deutlich gehöret hätten, daß es ihnen nicht anders vorgekommen wäre, als ob Ritter Lindenschmidt mit einem ganzen Regimente Kavallerie unter lautem Geprassel aus seiner Friedenswohnung in die Kriegesburg hinüber gesprengt wäre.“

Der Herr Probst zu Sauerschwabenheim ohnweit Mainz schien es uns preußischen Ketzern daher fast übel zu deuten, da wir aufrichtig genug waren, ihm zu gestehen, daß wir, nicht so wohl dem darüber aufgenommenen gerichtlichen Protokolle, als vielmehr und hauptsächlich dem politischen Gespenste selbst, unsern Glauben für jetzt noch vorenthalten müßten.

Bald darauf fiel mir das ganze Gespenstermährchen gedruckt in die Hände. Der Romanzendichter hat sich aber die poetische Freiheit genommen, den Schauplatz zu versetzen, und die Scene so zu erzählen, als ob sie sich auf Franzen von Sikkings ehemaliger Veste zu Landsstuhl ohnweit Zweibrück zugetragen hätte. Oder vielleicht will man auf der vesten Burg zu Landsstuhl ähnliche prophetische Erscheinungen des alten tapfern Sikking gehabt haben. Die ganze Romanze gehört nicht hierher, aber den Schluß theile ich Ihnen mit:

„Dort, wo sein (des Sikkings) ruinirtes Schloß
Die Wolken embrassiren,
Ist öfters nun der Teufel los,
Hört man die Trommel rühren,
Der Rosse Schnauben, Waffenklang,
Der Wagen Rasseln, Schlachtgesang
Und Donner der Kanonen."

„Ach,

„Ach, rufen die Sikkinger dann,
Franz ist heut ausgezogen!
Er hat, so oft ein Krieg begann,
Noch nie dies Dorf betrogen;
Stets traf die Unglücksahnung ein:
Denn, wird es Krieg, hört Groß und Klein
Dies fürchterliche Sausen."

„Wirds Frieden: kehrt er froh zurück,
Im sanften Ton' der Flöten,
Man hört die schönste Feldmusik
Von Pauken und Trompeten;
Die Pferde wiehern lustig drein,
Da heißts: Seid fröhlich, Franz zieht ein,
Gottlob! nun wird es Frieden!"

„So — lang vorher eh' Freiheitssinn
Die Franken irre führte,
Und König mit der Königinn
Man einst gillotinirte —
Zog Franz aus seinem Ahnenschloß,
Und groß war die Bestürzung — groß,
Der ehrlichen Sikkinger."

„Da traf die Warnung leider zu:
Es wich vom deutschen Lande
Des goldnen Friedens süße Ruh
Vertauscht mit Blut und Schande.

Die Franken drangen über'n Rhein,
Verherten, tranken unsern Wein,
Und pflanzten Freiheitsbäume."

„Doch jauchze, Deutschland, ob dem Glück!
Von höhrer Macht bewogen,
Ist Franz von Sikking nun zurück
In's Ritterschloß gezogen.
Die Bauern schworen alle drauf,
Und haben treulich den Verlauf
Von Wort zu Wort erzählet."

„Heil nun der Deutschen tapferm Heer!
Und allen Fürsten Seegen!
Froh sieht des Sohnes Wiederkehr
Die Mutter nun entgegen.
Bald lächelt die beglückte Braut,
Mit neuer Hoffnung vest vertraut,
Im Arme des Geliebten."

„So kehret fröhlich Mann für Mann
In seine Heimath wieder,
Und singet wonnetrunken dann
Dem Gott des Friedens Lieder.
Und jeder tanzt, von Freude warm
Mit seinem Liebchen Arm in Arm,
Rund um des Dorfes Linde."

„O Fürsten! wär in diesem Jahr
Uns solch ein Glück beschieden!
Wir bitten, macht dies Märchen wahr,
Und schenkt uns Ruh und Frieden!
Laßt unsern Franz im Grabe ruhn:
Dann wirds auf seinem Schlosse nun
Nicht Einmal wieder spuken!“ —

Diejenigen in der hiesigen im Ganzen ziemlich hellen Gegend, welche über die Albernheiten des Volksgeschwätzes und des Volkswahnes erhaben sind, und in deren Köpfen es nicht spukt, sind, wie leicht zu denken, der unvorgreiflichen Meinung, daß an den sogenannten Erscheinungen des Ritters wenigstens etwas Wahres sein müsse, weil es in der That sehr unwahrscheinlich sein würde, wenn man annehmen wollte, daß die Einwohner ganzer Dorfschaften, etwa durch schmutziges Interesse verleitet, ganz erdichtete Aussagen gethan hätten, oder durch das Spiel einer kranken Einbildungskraft durchaus irre geleitet wären. Lassen Sie uns vielmehr den in der That leicht möglichen Fall annehmen, daß gewisse Dörfer im Odenwaldgebirge wirklich zuweilen ein ganz ungewöhnliches Geräusch in den Lüften gehört haben, welches sie aus Unbekanntschaft mit dessen wahrer Veranlassung einem Gespenste zuschrieben: wie leicht mußte es dann ihrer erhitzten Einbildung werden, dies Geräusch für Waffengeklirre, und für die Erschütterungen eines

gallopirenden Regimentes zu halten! Für vorurtheillose, denkende Köpfe zerfällt also das ganze Räthsel in folgende Fragen:

„Sollte wohl ein Volksbetrüger zur Erreichung irgend eines Zwecks jenes Geräusch hervorgebracht haben? — Oder, da dies wenig wahrscheinlich ist, durch welche natürliche Veranlassungen kann im Odenwalde jenes wirklich gehörte, aber willkürlich und abentheuerlich erklärte, Geräusch entstanden sein? Und endlich warum entstand, oder vielmehr, warum vernahmen jene Dorfschaften dies Geräusch gerade nur dann, wenn ein Krieg über diese Rheingegend ausbrechen, oder der Friede zurück kehren wollte?“

Was die erste Frage betrift, so ist sie auf der Stelle, meines Wissens, noch nicht von einem Manne untersucht worden, der Klugheit und Entschlossenheit mit dem guten Willen vereinigt hätte, sich durch Aufdekkung eines solchen Werks der Finsterniß um die Welt verdient zu machen. Wohl aber hat die zweite Frage einen Mann von Prüfungstalenten, einen Naturkundigen aus Manheim, vor mehrern Jahren veranlaßt, den Odenwald recht eigentlich in der Absicht zu bereisen, um durch nähere Bekanntschaft mit der Naturgeschichte jener Gegend, dem vorgeblichen Gespenste, wo möglich, auf die Spur zu kommen. Wirklich entdeckte er auch bald in den dortigen

tigen Gebürgen, Felsklüften und spukenden Schloßruinen ein Etwas, welches jenes Geräusch sehr leicht mit hervorgebracht haben kann, und diejenigen, in deren Köpfen der Wahn- und Gespensterglaube noch nicht Wurzeln geschlagen hat, wenigstens so lange befriedigen wird, bis uns der Zufall vielleicht je einmal einen weniger ungewissen Aufschluß hierüber giebt. Dies Etwas ist ein hier entdeckter Quell, der in gewissen Jahreszeiten kaum bemerkt wird, dann aber zuweilen plötzlich in seiner ganzen Stärke hervorsprudelt, über sein felsigtes Bette hinplätschert, und geräuschvoll in die Tiefen hinabstürzt, die er auf seinem Laufe vorfindet. Auch will man, so oft sich das Gespenst hatte hören lassen, einen Thorflügel des spukenden Rittersitzes jedesmal gewaltsam aufgerissen gefunden haben. Jener Gelehrte giebt das gerne zu, und vermuthet, daß ein unterirdischer Luftzug, der aus den Felsklüften zuweilen herausfährt, seine Richtung gerade auf dies Thor nimmt, wo ohnehin für beständig mehr Zugluft ist, als in der Nachbarschaft.

Der oben angeführte Brief in den Friedenspräliminarien erinnert mich an eine in Beziehung auf dies Gespenst äußerst wichtige und aufklärende Thatsache, die meinem Gedächtnisse wieder entfallen war. Es soll nämlich vor einigen Jahren, nach Aussage öffentlicher Zeitungen, eine Art von Erdbeben in dem Odenwaldgebirge verspüret

worden sein. Wer mag es also den guten Landsleuten dieser Gegend verargen, wenn sie, ganz unbekannt mit den Wirkungen so großer Naturerscheinungen, diese für das Waffengeklirre ihres Ritters halten? Oder wer will bezweifeln, daß die Gewalt eines unterirdischen Feuers im Stande ist, von Zeit zu Zeit einen heftigen Luftzug, oder das reichlichere Hervorsprudeln eines sonst unmerklichen Quelles zu bewirken? —

Zwar könnte man bei dieser natürlichen Erklärungsart noch die Frage aufwerfen, warum das Getöse sowohl des Quells als des Luftzuges gerade nur dann so auffallend, und bis in die Ferne jener Dörfer hörbar ist, wenn ein Krieg ausbrechen, oder der Friede zurückkehren will. Allein mich dünkt, wenn dieser Einwurf von einigem Gewichte sein sollte, so müßte man zuvor bewiesen haben, daß das sogenannte Waffengeklirre im Odenwalde wirklich und ausschließungsweise nur bei der Annäherung des Krieges oder Friedens gehört worden sei. Schwerlich wird man diesen Beweis führen können, und es dürfte daher mit Ritter Lindenschmidts Weissagungen ungefähr dieselbe Bewandniß haben, wie mit allen übrigen Weissagungen. Entweder wir achten nur dann darauf, wenn wir die Erfüllung derselben vorzüglich wünschen oder fürchten; Oder wenn von zehn Weissagungen zufälliger weise einmal Eine in Erfül-

lung

lung ging, so vergessen wir die neune, welche sich nicht bestätigten, gar bald, und plaudern dafür mit schwatzhafter Beredsamkeit desto länger von der zehnten, gesetzt auch, die Auslegung der Erfüllung wäre mit den Haaren herbeigezogen — — So pflegen unsre gutmüthigen Damen ihre neun und neunzig Träume, welche nicht erfüllt werden, noch bald genug zu vergessen; aber sie sorgen dann auch dafür, daß die halbe Stadt, nebst Kindern und Kindeskindern, den hundertsten erfahren, der endlich einmal wahr wird. Man scheint nicht daran zu denken, daß es vielmehr ein wahres Wunder sein würde, wenn von hundert und mehrern Träumen auch nicht ein einziger zufälliger weise in eine Art von Erfüllung ginge.

Siebenter Brief.

Inhalt.

Vom Manne ohne Kopf — Göttertrank im Rheingau — Entdekkung auf dem Johannisberge — Guter Rath für Winzer — Zubereitung des Strohweins — Beantwortete Einwürfe — Rangordnung der Rheinweine — Paradiesische Lage des Johannisbergs — Rüdesheim — Englischer Garten des Niederwaldes — Zauberhütte — Klippenhaus — Kunstruine — Einsiedelei — Künstlicher Bauernhof — Kohlenschwelerei — Freundschaftstempel —

Kant. Quart. Wisbaden, im Mai 1794.

Hätte Adam mit seiner Eva ursprünglich in unserm lieben deutschen Vaterlande sein Wesen getrieben, dann, liebster Freund! wollt' ich darauf wetten, der Rheingau, in welchem man sogar mitten im Kriege des Lebens einigermaßen froh werden kann, wäre ihm vom Schöpfer zum Paradiese angewiesen worden. So einen Wein, wie hier wächst, muß Salomo gemeint haben, wenn er sagt, er erfreue des

Menschen Herz. Wir genießen jezt seiner, und der übrigen schuldlosen Freuden des Rheingaus mit vollen Zügen. Die sich verjüngende Natur hat diesen zauberischen Gegenden einen unbeschreiblichen Reiz gegeben. Aber ewig Schade, daß die allgemach beginnenden Menschenjagden des neuen Feldzugs uns neidisch aus unsern süßen Träumereien wekken, und uns zu handgreiflich daran erinnern, daß wir schon lange nicht mehr in dem Stande der Unschuld und des unverbitterten Genusses leben, dessen unsre Ureltern sich einst freueten.

Gedankt sei es indessen dem seligen Custine — diesem Manne ohne Kopf — daß er einst ein Stück Geld nahm, und dafür uns und dem Fürstbischofe von Fulda jenen köstlichen Göttertrank ließ, den der nachbarliche Johannisberg hervorbringt. Man kann wohl zu Mainz und an mehrern Orten den Wein haben, der nicht nur für Johannisberger ausgegeben wird, sondern dessen innere Güte ihm auch beinahe, und dessen hoher Preis ihm nur zu sehr gleicht: ich glaube aber doch, erst in der Probstei selbst den hier gewonnenen ächten Nektar, aus der unverfälschten Urquelle geschöpft, kennen gelernt zu haben. Denn es ist bekannt, daß der Johannisberg, welcher den Wein dieses Namens allein hervotbringt, viel zu klein ist, als daß aller der Wein ächt sein könnte, welcher unter diesem Namen in Flaschen gekauft und

getrunken

getrunken wird, die von kaufmännisch spekulirenden Köpfen ohne Scheu mit dem probsteilichen Siegel versiegelt worden sind. Dazu kommt noch, daß das edle Gewächs dieses kleinen Berges nach seiner innern Güte sehr verschieden ist. Denn bloß an der Mittagsseite, und zwar nur da, wo der sanfte Bergabhang zunächst an den Klostergebäuden gränzt, und wo deren blendendes Weiß die kochenden Sonnenstralen auf den Weinstock zurück werfen kann, wächst das edelste Erzeugniß unter allen Rheinweinen. Ja was noch mehr ist, auch hier lieset man wieder die so genannten Jungfertrauben — das heißt, die Trauben der zum erstenmal tragenden Reben — besonders, um diese Erstgeburten für den lüsternen Gaumen des Geweihten zu Fulda unvermischt pressen zu können.

Sie werden sich erinnern, daß man in der Regel beim Lesen und Pressen des Weines wenig reinlich zu Werke schreitet, sondern vielmehr die faulen Beeren, ja sogar den Saft der Spinnen, Ohrwürmer und vieler andern Insekten ohne Umstände mit auspresset. Man hat theils in der geschäftvollen Erndtezeit keine Muße zur Absonderung alles dieses Schmutzes, theils glaubt man auch ziemlich allgemein, die Göhre des jungen Weins werfe allen diesen mit ausgepreßten Unrath und alle fremdartigen Theile wieder von sich. Hier auf dem Johannisberge hält man jene Meinung, so scheinbar richtig und so allgemein herrschend

sie

sie auch sein mag, zum Theil dennoch für ein Vorurtheil, in welchem tausend Winzer alt und grau worden sind. Man giebt zwar gerne zu, daß sehr viele und bei weitem die mehresten Unreinigkeiten durch die Göhre des Weines ausgeworfen werden, ist aber doch der nicht unwahrscheinlichen Meinung, daß dadurch schwerlich jede feine Beimischung fremdartiger Theile und jeder Nebengeschmack für eine geübte Zunge verhindert und aufgehoben werde. Mit dieser Theorie rechtfertigen sie die außerordentliche Sorgfalt, welche sie auf die Säuberung der einzelnen Trauben wenden, von denen sie mittelst einer Schere die in Fäulniß übergegangenen Beeren und jede ins Auge fallende Unsauberkeit von der zu kelternden Traube trennen.

Das delikate, gewürzhafte, feurige Wesen, welches in dem hohen Grade kein anderer Rheinwein mit dem Johannisberger gemein hat, verdankt er übrigens einer zufällig gemachten Erfahrung. Lange nämlich sammelte man die Trauben zu eben der Zeit zum Keltern ein, wo in allen benachbarten Wingerten — so nennt man hier die Weingärten und Weinberge — ebenfals die Weinlese gehalten wird. Da aber der Pater Kelner dieser Probstei vor der jedesmaligen Erndte bei dem Fürstbischof zu Fulda über den Zeitpunkt, wann gelesen werden soll, schriftlich anfragen mußte: so traf sichs einmal zufälligerweise, daß der Befehl zur Lese vierzehn Tage nach der gewöhn=

wöhnlichen Erndtezeit erst ankam. Man versprach sich daher diesmal eine schlechte Erndte, weil die Trauben am Stokke überreif und zusammen getrocknet, zum Theil auch schon in Fäulniß übergegangen waren. Indessen wurde nun sogleich geerndtet, und man suchte dem Schaden so gut als möglich nachzukommen. Zu dem Ende sonderte man die verfaulten Trauben und Beeren von den unverdorbenen ab, preßte die letztern, und siehe — man gewann ganz unvermuthet einen Wein, der bis dahin am Rheine noch nie so delikat gepreßt und getrunken war. Diese unerwartete Erscheinung wurde höheren Orts berichtet, wo man sich glücklich pries, dasjenige, was an Quantität der diesjährigen Erndte abgegangen war, in deren Qualität zehnfach ersetzt zu sehen. Dem zufolge wurde nun ein für allemal befohlen, daß die Weinlese auf dem Johannisberge jedesmal erst vierzehn Tage nach der bisher gewöhnlichen Erndtezeit ihren Anfang nehmen sollte.

Sie werden sich erinnern, daß die einzelne Pflaumen, welche zufälligerweise dann und wann bis spät in den Herbst hinein an den Bäumen bleiben, und dann das werden, was man hotzlicht nennt, einen überaus süssen Geschmack dadurch bekommen, indem die nächtliche Kälte, welche dann schon einzufallen pflegt, und die Witterung überhaupt, das Wässerigte in der Pflaume verzähren, und die edlern Bestandtheile

derselben

derselben mehr zusammenengen. Eine ähnliche Bewandniß scheint es hier mit den über die Erndtezeit hinaus hangenden Weintrauben zu haben. Freilich verfaulen mehrere davon, aber in den Ueberständern, deren wässerigte Bestandtheile verdünstet sind, müssen dafür die dadurch konzentrirtern feurigen und gewürzhaften Süßigkeiten die Trauben nothwendig veredeln. Edlere Bestandtheile aber geben edlern Wein. Dies folgt so natürlich eins aus dem andern, daß ich kaum begreife, wie erst ein Zufall diese Wahrheit anschaulich machen mußte. Dazu kommt noch, daß die Art und Weise, wie man den herrlichen Strohwein gewinnt, die größte Aehnlichkeit hiermit hat, und daher schon längst auf jene Vortheile einer etwas verspäteten Erndte hätte hinweisen sollen.

Der Strohwein hat bekanntermaßen seinen Namen von der Verfahrungsart, wie man ihn gewinnt. Man schneidet in der Erndte die reifsten und besten Trauben behutsam und ungequetscht vom Stokke, legt sie auf Stroh, und bewahrt sie an einem Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, oft bis in die Mitte des Winters auf, indem man die von Zeit zu Zeit in Fäulniß übergehenden einzelnen Beeren und Trauben unausgesetzt auf das sorgfältigste von den gut gebliebenen Trauben absondert, bis letztere fast wie die sogenannten Traubenrosinen zusammen getrocknet sind. Nun erst werden sie gepreßt, und geben den überaus lieblichen Strohwein. Sie können

leicht denken, daß man aus den Trauben, welche, frisch gekeltert, vielleicht vier Ohmen Wein gegeben haben würden, kaum einen Ohm Strohwein erhält: allein da man ihn vorzüglich nur in Franken, und solchen Gegenden zubereitet, wo das Erzeugniß des gewöhnlichen Landweines nur wenig innere Güte und kaufmännischen Werth hat, so ist, in Hinsicht auf lüsterne Zungen, noch immer Gewinn dabei. Ich habe dergleichen Strohwein ächt zu Mainz bei der Frau Geh. Räthinn von Specht getrunken, und muß gestehen, daß er mir auch in der Rückerinnerung noch gut schmeckt.

Jetzt bleibt mir noch ein Einwurf zu beantworten übrig. „Wenn das Gewächs des Johannisberges — werden Sie vielleicht fragen — durch die etwas verspätete Erndte so sehr an innerer Güte gewinnt, warum setzt man nicht in dem benachbarten Rüdesheim, und im ganzen Rheingau, die Erndte ebenfals hinaus?“ — Wahrscheinlich weil viele Köpfe von jeher schwer unter Einen Hut zu bringen waren. Die Abhaltungsgründe dürften also ungefähr die nämlichen sein, aus welchen in dem preußischen Staate da, wo die Gemeinheiten noch nicht aufgehoben sind, tausend Gutes verhindert wird, und unbenützt bleiben muß. Der spekulativere Eigenthümer eines Wingerts mag die ökonomischen Vortheile wohl einsehen, welche aus einer kleinen Abweichung vom alten Herkommen für ihn entstehen müßten: allein

allein die Uebrigen lassen sich auf keine genaue Berechnung dieser Vortheile ein, und denken: „Bekömmt der Fürstbischof auf seinem Johannisberg durch die hinausgesetzte Erndte etwas bessern Wein, so gewinnt er dafür auch etwas weniger;" So bleibts also beim alten, weil für die sämtlichen Weingärten einer Dorfgemeine gemeinschaftliche Wächter gehalten werden, deren Verpflichtung aufhört, so bald die von der Gemeinde vestgesetzte Zeit der Lese vorüber ist. Die einzelnen spekulirenden Köpfe müssen daher entweder dem alten Schlendrian ebenfals folgen, oder Gefahr laufen, daß eine gewisse Volksklasse, die sich das Recht der Nachlese nicht nehmen läßt, ihnen auf eine unerbetene Weise lesen hilft.

Ich bin, wie ich eben jetzt erst bemerke, heute bei dem Kapitel vom Weine, wider meine Gewohnheit, ungemein redeselig gewesen; und Sie, liebster Freund, sollten, wenn Sie mich nicht kenneten, dadurch wohl gar auf den Gedanken gebracht werden, als ob mir der Wein überhaupt, und der hiesige insbesondre — wie man zu sagen pflegt — gar sehr am Herzen gewachsen sei. Indessen es ist nun einmal geschehen; und um das Werk zu krönen, setze ich Ihnen noch die Rangordnung der verschiedenen zu meiner Bekanntschaft gelangten hiesigen Weine her. Da man aber über Geschmacksangelegenheiten weder streiten kann noch soll, so lasse ich nicht unbemerkt, daß ich sie nur nach meinem Gaumen gewürdigt und geordnet habe.

Von den sämtlichen Rheinweinen scheint der edle Johannisberger allen übrigen den Rang abzulaufen; aber ganz in seiner Nähe, und nach dem Geschmakke Einiger sogar ihm zur Seite, steht der herzerquikkende Rüdesheimer, der in Absicht seines gewürzhaften Geschmakkes und angenehmen Feuers allerdings mit jenem wetteifert. Dann folgt der Hochheimer, hierauf der Niernsteiner, dann der Bacharacher, die Liebfrauenmilch, der Asmannshauser und endlich die übrigen Rhein- und Pfalzweine. Zu den letztern werden auch die Naheweine gerechnet, unter welchen sich der vorzüglich auszeichnet, welcher in der Gegend des Rheingrafensteins bei dem Dorfe Norum wächst. Die Moselweine sind ein wenig gar zu kühl, und die Nekkar- und Frankenweine pflegt man auch bald zu verkennen, und ungerecht zu beurtheilen, wenn man einige Zeit in dem Rheingaue gehauset hat.

Ehe ich mich endlich von dem Johannisberge trennen kann, habe ich Ihnen noch zwei Worte von der unaussprechlich schönen Lage dieses Wonnehügels zu sagen. Die vor kurzem neu erbauete Probstei steht in ihrem blendenden Weiß auf seiner höchsten Fläche. Von ihr herab überblickt man eine lachende Gegend voller Anmuth und Reize. Rund um ihr her liegt der schönste Theil des segenreichen Rheingaues in

einer

großen offenen Ebene, die sich in der Ferne allmälig amphitheatralisch erhebt. Da wo der fast isolirt liegende Berg am steilsten ist, schmiegt sich an seinen Fuß das Dorf Johannisberg an, und die Klause eines jetzt aufgehobenen Nonnenklosters. Die demüthige Gestalt mehrerer unterhalb gelegenen einzelnen Häuser und Hütten erhöhet die prächtige Außenseite der Probstei, und deren natürliche Erhabenheit nur noch mehr. Auf der Rheinseite beherrscht das Auge diesen immerfort schiffbelebten majestätischen Strom, dessen reizende wohl angebauete Inseln in seiner breiten Fläche zu schwimmen scheinen; Aus tiefer Ferne blickt ein Waldgebirge über ihn her. Man befindet sich im Mittelpunkte einer großen Zirkelfläche, die mit Dörfern und Rittersitzen, mit Gärten und Fluren, mit Thälern und Weinhügeln im abwechselnden Grün recht eigentlich in der Absicht besäet zu sein scheint, um die über sie hocherhabene Prälatur in jeder Rücksicht zum Sitze der Freude zu machen. Die Wonnegefühle, womit meine gieren Blikke jeden einzelnen Reitz einer so zauberischen Landschaft genossen, werden mir stets eben so unvergeßlich bleiben, als sie unbeschreiblich sind. Auch kann ichs dem gastfreien Pater Kellner, und dem Pfarrer, die einzigen, welche in der Prälatur dieses irdischen Paradieses hausen, durchaus nicht verargen, wenn sie sich, in ihrer Lage, nach dem himmlischen eben nicht sehnen.

Um aus einem Genuß von seltenen Naturschönheiten in den andern überzugehen, setzte ich meine Wanderung vom Johannisberge, über Rüdesheim, nach den englischen Partien des Niederwaldes fort. Ich sollte Sie daher in eben dieser Folge jetzt die himmlisch schöne Lage jenes hart am rechten Ufer des Rheins gelegenen Dorfes bekannt machen. Allein da Sie aus eigener Anschauung noch keinen Begriff von den unbeschreiblichen Reizen eines freundlichen Rheinuferdorfes haben: so würd' ich meiner Darstellungsgabe zu viel zutrauen, wenn ich Ihnen die Heiterkeit, die frohen Gefühle anschaulich zu machen versuchte, womit ich, und jeder, dem die Natur ein Herz für Naturfreuden verlieh, hier in Rüdesheim verweilt, und aus einem der schönen Gasthöfe dem rastlosen Getümmel des Rheins und seiner beiden Ufer mit meinen Freunden zugesehen habe. Ich gebe gerne zu, daß ein mit edlem Rüdesheimer gefüllter Pokal die Empfänglichkeit des Herzens für Schönheiten der Natur erhöhen kann, und auch bei mir und meinen Begleitern erhöhet haben mag: allein Sie, liebster Freund, und alle, welche die Absichten unsres Daseins ohne Vorurtheile würdigen, werden, anstatt das Verdammungsurtheil über uns auszusprechen, uns vielmehr glücklich preisen, daß wir kein Bedenken tragen, jeder schuldlosen Lebensfreude, die sich uns im freudearmen Soldatenleben darbietet, mit weiser Mäßigung zu genießen, um

so auf die weniger unschuldigen Genüsse, wozu Veranlassung und Reiz im Kriege nur gar zu oft da ist, mit desto größerer Verachtung herabblikken zu können.

Der Niederwald liegt troz seines Namens auf einer beträchtlichen Höhe, die wir von dem nahe dabei gelegenen Rüdesheim aus, erst in einer halben Stunde erstiegen hatten. Er gehört einem Herrn von Ostein, der ganz oben in einem Waldschlosse wohnet, und das weitläuftige Gehölze um ihn her mit vielem Geschmakke in die angenehmsten englischen Partien umgewandelt, und allenthalben auf das zweckmäßigste für eine freie Aussicht in eine offene weitläuftige Landschaft gelüftet und erhellet hat, so daß sich bei jeder durchgehauenen Schluft dem Auge ein neuer Gegenstand bald aus der Nähe, bald aus tiefer Ferne darbietet. Der felsigte Berg, dessen fruchtbare Gipfelfläche dieser Niederwald gleichsam krönet, liegt hart am rechten Rheinufer und macht mit dem Gebürge des entgegengesetzten Ufers hier den Anfang der beiden bis Koblenz sich fortschlängelnden ununterbrochenen Gebürgsketten, zwischen deren hocherhabenen, steilen Felsenwänden sich der mächtige Rhein gewaltsam hindurch windet. An seinem Fuße liegt Bingen, und bloß der Rhein trennt ihn von dieser Stadt; aber von dieser Seite ist er wegen seiner Steilheit unersteigbar. Man pflegt daher die Wallfarth nach den Heiligthümern des Niederwaldes allemal von Rüdesheim aus anzutreten.

Wenn man vom Schlosse aus, unter dichten Schattengängen zwischen Muschelkabinettern, unerwarteten Hütten, Nieschen, Rasenbanken und andern Eigenthümlichkeiten eines englischen Gartens eine Zeitlang fortgeschlendert, und in die felsigte Gegend des Dikkigts vorgedrungen ist, stößt man unvermuthet auf einen gewölbten unterirdischen Gang, die Zauberhöle genannt. Ich durchtappte neugierig seine Krümmungen, die hier und da ein schwacher Lichtschimmer gerade soviel erhellet, wie nöthig ist, um dadurch die dikke Finsterniß, die mich umgab, gleichsam nur um so mehr zu erkennen. Endlich machte der Gang plötzlich einen Winkel, und ich erblickte in einer etwas mehr erhelleten Gegend im schauerlichen Halbdunkel plötzlich und unerwartet einen betagten bärtigen Zauberer an meiner Seite, den sein Stab und seine Zauberkreise zu beschäftigen schienen. Ich ließ den stummen Alten stehen, und tappte weiter durch die Dunkelheiten, die nun wieder zunahmen. Mir war, als ob mich grauen wollte, wie ich jetzt den Zauberer hinter mir hatte, und das sich fortschlängelnde Gewölbe mir immer schaudervoller vorkam. Aber aufs höchste wurden meine Erwartungen gespannt, da ich bei Endigung des Ganges auf etwas stieß, welches dem Gefühle nach die Thüre zu einem mir unbekannten Gemache war. Ich eröffnete sie, vest entschlossen, kennen zu lernen, was sich meinen Blikken auch darstellen mögte. Höchst angenehm

wurde

wurde ich überrascht, da ich bei meinem Eintritt in dies Gemach plötzlich in dem hellesten Lichte, in dem Zaubertempel selbst mich befand. Dieser Tempel gleicht einer sehr hohen kuppelartig gewölbten grünen Laube von schlanken jungen Baumstämmen, zwischen welchen der reinste Himmelsglanz des heitersten Tages allenthalben durchzublikken scheint. Aber es ist dennoch keine Laube, sondern ein bemahltes undurchsichtiges Gemach, dessen Wände sehr verführerisch täuschen. Rechts und links eröffnen sich zwei entzükkende Aussichten in den gähen Abgrund des Rheinbettes hinab, in welchem der Rhein zwischen hoch aufgethürmten Felsenufern sich fortwälzt. Aber wie sehr wuchs mein Erstaunen über diese beiden Ansichten, da ich auf den ersten flüchtigen Blick nicht nur, sondern selbst nach angestellter Vergleichung jedes einzelnen Gegenstandes die möglichhöchste Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zwischen beiden bemerkte. Es fehlte in der That nur wenig, so hätt' ich mich fragen müssen, ob da eine Zauberei vorgehe. Denn diese beiden Landschaften, die sich auf beträchtliche Entfernungen meinen Augen darstellten, waren schlechterdings nur darin von einander zu unterscheiden, daß ich die eine in der mitternächtlichen Richtung nach Koblenz hinunter, und die andre in der entgegen gesetzten Richtung nach Mainz hinauf erblickte. Auf beiden Seiten sah ich, von dem steilen Felsen, auf welchem der Zaubertempel erbaut ist, über hervor ragende Klippen, die hier und da mit Ge-

sträuchen bewachsen sind, in den gähen Abgrund hinab. Auf beiden Seiten wurden auf dem Rheine eine gleiche Anzahl Rheinschiffe von Pferden mir entgegen gezogen. Auf beiden Seiten erblickte ich im Vordergrunde ein friedliches Uferdorf, welches ich sogleich für Dreieckshausen erkannte, und im Hintergrunde auf den Berggipfeln Ruinen, die mir ebenfals sonst schon zu Gesichte gekommen waren. Eine Weile gafte und verglich ich, ohne zu wissen, wie ich diese so sehr täuschende sonderbare Erscheinung erklären sollte, bis endlich die von Pferden gezogenen Rheinschiffe das Räthsel mir auflösen halfen. Ich wuste nämlich, daß nur die Schiffe, welche von Koblenz nach Mainz, hinauf gehen, von Pferden gezogen werden; und doch bemerkte ich, daß auch diejenigen Schiffe, welche dem Scheine nach von Mainz herunter kamen, von Pferden gezogen wurden. Dies gab mir Veranlassung, die Sache genauer zu untersuchen: und so fand ich dann, daß in der ganzen Zauberhütte eigentlich nur ein einziges bis auf den Fußboden hinab reichendes Fenster mit sehr großen Glasscheiben ist, wodurch man in der Richtung nach Koblenz die vorhin beschriebene prächtige Ansicht des Rheinthals zu Gesichte bekommt. Diesem Fenster gegen über hat man sehr erfinderisch und täuschend hinter den Zweigen und jungen Bäumen, woraus der Tempel scheinbar zubereitet war, einen sehr hohen mit Zweigen bemahlten Spiegel, der ebenfals bis auf den Fußboden hinabreicht,

in einer solchen Richtung angebracht, daß sich die ganze ihm gegenüber liegende Landschaft noch einmal darstellet.

Für eine solche Zauberei hab' ich alle Achtung, und ich erinnere mich nicht, je auf eine angenehmere Art bezaubert, das heißt, getäuscht worden zu sein. Vielleicht empfand ich die Größe der Täuschung lebhafter, als Andere, die zwar eben so unvorbereitet, aber mit bessern Augen, als ich, aus der Finsterniß jenes Zauberganges in dies himmlisch erleuchtete Gemach traten. In diesem Falle müßte ich mich also bei dieser Gelegenheit zum erstenmal über das Bedürfniß einer Lorgnette glücklich preisen, welches vielleicht schuld war, daß ich, später als Andere, den hinter grünen Zweigen verborgenen Spiegel entdeckte.

Von hier aus führte mein Führer mich durch mancherlei angenehme Partien und schattigte Umwege in das sogenannte Klippenhaus. Dies Gebäude liegt in einer beträchtlichen Höhe auf einer fast senkrecht über den Rhein hangenden Felsenklippe, und ist eigentlich bloß in der Absicht an diesem sonderbaren Orte erbauet, um den Anblick des schönen Uferdorfs Asmanshausen, der Ruine Ehrenfels und des Rheines in der Gegend zu gewinnen, wo er, hart am Fuße des Niederwaldberges, eine hier sonst nirgend sichtbare plötzliche Krümmung macht, und sich

unterhalb

unterhalb Bingen in sein begränztes schmales Bette so hineindrängt, daß man fast bangen mögte, wie es ihm gelingen werde, durch die Felsmassen, die sich gerade vor ihm aufthürmen, sich einen Weg zu bahnen.

Ich bestieg ferner die benachbarte künstliche Ruine des Niederwaldes, die dem Klippengebäude zur Seite, aber in einer noch viel beträchtlichern Höhe, als dieses, erbauet ist. Sie erregt Ehrfurcht und Schauder, theils durch die Kühnheit der Erfindung und Ausführung, theils und hauptsächlich durch den Standpunkt, in dessen schwindelerregender Erhabenheit und Steilheit man sich auf dem erstiegenen Altan dieser Ruine befindet. Aber sie lohnt dann auch den Wanderer für die Mühe des Erklimmens mit einer Ansicht, deren ohnehin schon so hohe Reize, durch die seltene Eigenthümlichkeit ihres Hauptgegenstandes, noch unendlich erhöhet werden. Nicht genug, daß ich in dem steilen Abgrunde unter mir die brausenden Fluthen des Rheins erblickte, wie sie sich im Felsenbette über die Klippen des berüchtigten Bingerlochs, die gleichsam einen natürlichen Wasserfall hier bilden, aufrühreriscb hinwegwälzen — Nicht genug, daß mitten in diesen stürmischen Fluthen der Mausethurm (dessen Geschichte ich Ihnen auf meiner nahen Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz mitzutheilen Gelegenheit nehmen werde) sich mir darstellte, als wäre er aus den Wellen hervorgewachsen —

Nicht

Nicht genug, daß die ganze Stadt Bingen mit ihren Ruinen im Vordergrunde wie zu meinen Füßen zu liegen schien: Nein, das göttlichste Schauspiel gewährte die Nahe, wie dieser Fluß aus einer mit zunehmender Entfernung sich immer mehr erhebenden lachenden Gegend, von Kreuznach her, sich allmälig in die Tiefe herabschlängelt; wie er hierauf jenseits Bingen zwischen zwei Bergen hindurchschlüpft, die bei ihrer Nähe und steilen Erhabenheit von einander gerissen zu sein scheinen; wie er dann die sieben breite Wölbungen der schönen massiven Brükke bei Bingen passirt, und endlich am Fuße des Niederwaldes sein gelbes Wasser in den Rhein hineinstürzt. Die ansehnliche Entfernung, in welcher man die Wasserfläche der schiffbaren Nahe daher schimmern sieht, und ihr ungewöhnlich starker Fall, verbunden mit dem außerordentlich erhabenen Standpunkte des Niederwaldes, von welchem aus man sie auf mehrere Meilen übersieht, machen einen ganz eigenen und lebhaften Eindruck auf den Wanderer. Ich glaubte einen künstlich angelegten Wasserfall zu erblikken, der sich über zahllose Absätze von einem ungeheuern Berge in die Tiefe herabstürzt. Vielleicht findet sich in Deutschland kein Fluß und kein Wasser mehr, welches durch die eigenthümlichen Reize einer ungewöhnlichen Erscheinung mehr gefiele, als dieser Fluß. Wenigstens scheint es mir, als ob die herrlichen Kunstwerke der Gewässer des Weißensteins

bei

bei Kassel — so prächtig und so ungeheuer, als Werk von Menschenhänden sie auch immer sein mögen — doch diese Natur hier an Pracht und Majestät nicht erreichen.

Wir schlenderten von der erwähnten Kunstruine in das Dikkigt des Waldes zurück, und stießen auf eine Einsiedlerwohnung mit der Ueberschrift: „Die Stunde des Todes ist ungewiß“ — und auf ein dazu gehöriges Küchengärtchen. Ihr niedliches kühles Sommerzimmer ist indessen viel zu zierlich und schön für den menschenscheuen Träumer, den ich in der Kapelle vor dem Altar knieend fand. Ueberhaupt sollte diese Einsiedlerpartie zweckmäßiger und täuschender eingerichtet sein. Allein desto mehr Werth giebt ihr die entzükkende Aussicht auf Münster, auf Ober- und Niederingelheim, und auf die mahlerische Uferlandschaft der dortigen Gegend.

Fast mitten im Niederwalde fand ich eine verfallene Kossätenwohnung mit der Aussicht auf ein Dörfchen des Rheingaues. Nicht weit davon steht eine künstliche Bauerhütte, in welcher sich Herr von Ostein ein schönes Herbstkabinet hat zubereiten lassen. Die Täuschungen dieser Partie sind indessen erst im Werden, und die Attribute eines kleinen Bauerguts, als Ställe für allerlei Vieh, Scheune und Akkergeräthschaften, sollen erst noch hinzugefügt werden.

Desto täuschender ist die benachbarte Kohlenschwelerhütte, und der schwelende Holzstoß. Die Oberthüre der Hütte ist eröffnet, und der Kohlenbrenner liegt, sein Pfeifchen rauchend, mit gestütztem Kopfe auf die Unterthüre, und beobachtet den in einiger Entfernung vor ihm schwelenden Holzstoß, den er in Kohlen umwandelt. Dieser ist, wie gewöhnlich, allenthalben mit Rasen und Erde bedeckt, zwischen welchen, aus verschiedenen Luftlöchern, dikker Qualm hervordampft. Ganz unerwartet eröffnete mein Führer verborgene Thüre und Fenstern dieses nur scheinbar glühenden Kohlenhaufens, und ich trat, auf das angenehmste überrascht, in ein niedliches Kabinetchen, das mittelst eines Kamines erheizt wird, dessen Rauchfang so um das Gewölbe herum geleitet ist, daß sich der Rauch ebenmäßig nach allen Richtungen vertheilt, und dem Holzstoße von Außen die höchste Aehnlichkeit mit einem wirklich brennenden giebt.

Die schönste Partie des ganzen Niederwaldes scheint mir indessen der am Rande des Berges erbauete hoch erhabene Freundschaftstempel zu sein. Es ist schlechterdings nicht zu beschreiben, welch einen, ich mögte sagen, überirdischen Eindruck der erste Anblick desselben auf mich und meine Begleiter machte. Lange waren wir in den Kühlungen des dichten Waldgartens, und in dessen sich fortschlängelnden dunkeln Schattengängen umher geirrt, um die allent-

halben

halben zerstreueten einzelnen Partien aufzusuchen. Nur hier und da stießen wir auf eine durch das Dikkigt durchgehauene Schluft, durch welche irgend ein reizender Gegenstand aus tiefer Ferne sich unsern Augen entzükkend darbot; allein noch immer hatten wir des allgemeinen Ueberblicks des ganzen diesseitigen Rheingaues nicht genossen. Plötzlich und ganz unerwartet eröffnete sich uns bei einer raschen Krümmung des von dicklaubigten Eichen verfinsterten Irrganges eine durch den Wald gehauene Schluft, die sich hinterwärts mehr erweiterte, und mit jenem im schönsten Geschmack erbauten, erhabenen Freundschaftstempel endete. Zwischen seiner durchsichtigen Kolonade blickte nichts als der heiterste blaue Himmel durch. Es schien, als ob wir den ganzen Tempel in diesem Lichtgewande schwebend erblickten. War es die blendende Farbe des Tempels oder der außerordentlich heitere Tag, oder die Ueberraschung, mit welcher wir aus dunkeln Schattengängen plötzlich in diese himmlische Scenen des Lichts versetzt wurden, wo uns nicht gleich ein irdischer Gegenstand aus der Ferne ins Gesicht fiel — oder war es vielleicht alles dieses zusammen, und in Verbindung mit unsern zur Freude gestimmten Gefühlen: genug der Anblick versetzte uns alle in eine Art von Entzükken. Wir traten ein in den der reinsten Freude geheiligten Tempel; überschaueten nun erst mit schwelgenden Blikken die vor uns offen liegende himmlischschöne Fluren des

Rhein-

Rheingaus, verfolgten den Rhein bis hinter Mainz nach Nierstein hinauf, und rissen uns endlich spät gegen Abend nicht ohne Mühe von diesem Wohnsitze der Freude los.

Achter Brief.

Inhalt.

Die Verbündeten rükken vor — Ueber englische Subsidien — Keine Spur von verwüsteten Saaten — Kriege machen bedürfnißfreier — Die unpatriotische Glokke — Germersheim — Alte Lüsternheit französischer Könige — Bekehrungssucht der Pfafferei — Versoffener Protestantismus — Abermalige Räubereien — Alterthümer zu Speier — Merkwürdiger Sarg einer Römerinn — Von einer tausend Jahre brennenden Lampe — Speiers unglückliche Lage — Barbareien Ludwigs des Zerstöhrers — Schwangere und Wöchnerinnen auf den Knieen — Disharmonien des Krieges. —

Kant. Quart. bei Speier, im Juv. 1794.

Die ganze preußische Armee unter dem G. F. M. von Möllendorf ist wieder vorgerückt, und hat mit einigen k. k. Truppen die Position zwischen Germersheim und Speier über Neustadt an der Hart, Trippstadt und Lautern wieder bezogen. Sie können leicht denken, liebster Freund, daß es nicht

ganz ohne Blutvergießen abgehen konnte, um dem Feinde diesen ansehnlichen Strich von der Pfalz wieder abzujagen. Da indessen die Zahl der Franzosen zu gering war, um unser Vorrükken verhindern zu können, so sind auf beiden Seiten nur wenige das Opfer dieser Tage geworden. Auch Gefangene haben wir nur einige hundert zu machen Gelegenheit gehabt. Jenseits Neustadt stehen unsre Vorposten kaum eine Stunde von Landau. Ob uns der Feind in dieser Lage, die ihm bald gefährlich werden dürfte, lange so dulden, oder den Versuch machen wird, uns wieder etwas zurück zu drängen, ist eine Frage, die wir der alles entwikkelnden Zeit zu beantworten überlassen müssen.

Daß die englischen Subsidien, die wir jetzt empfangen, und die uns zu Söldnern einer fremden Nation herabzuwürdigen scheinen, anfangs eine sehr unzufriedene Stimmung in unserer, für eigenen Herd und eigenes Interesse so gerne streitenden, Armee hervorbrachten, hat zwar seine Richtigkeit; Allein die Erklärungen unsres General-Feld-Marschalls in der Parole und in den Zeitungen haben uns und das Publikum eines bessern belehrt, und jene ungünstige Stimmung unserer Truppen längst wieder durch eine zweckmäßigere verdrängt. Ueberhaupt wird ein Möllendorf — ein so durchaus rechtschaffener und anerkannter preußische Patriot — der Ehre preußischer

Krieger und dem Interesse unsres Vaterlandes da, wo es in seinen Kräften steht, nie das mindeste vergeben.

Die vortrefflichen Kornfelder der hiesigen bisher vom Feind besetzten Gegenden haben unsre ganze Verwunderung rege, und uns in ihrer Fülle und Schönheit wahre Freude gemacht. Man verbindet gewöhnlich den ganz irrigen Begriff der ausnahmlosen Verwüstung mit den Neufranken: ich habe aber hier keinen Kornhalm und keine Weinrebe weiter zerknickt gefunden, als die wenigen, welche wir selbst bei unsern Angriffen auf die feindliche Linie und während unsres Vorrükkens zu verderben uns genöthigt sahen. Bei Kayserslautern soll die Sorgfalt der Franzosen für den Anbau des von ihnen besetzten Landstrichs gar so weit gegangen sein, daß sie dem dortigen Landmanne, dessen Pferde in Requisition gesetzt waren, den Akker mit den Pferden ihrer Artillerie haben bestellen helfen. Dies bleibt auch dann noch immer ein sehr vernünftiges Betragen des Feindes, wenn ihn auch bloß oder hauptsächlich die Betrachtung dazu bewogen haben sollte, daß er und die armen Pfälzer bei einer weniger sorgfältigen Benützung des Bodens vielleicht nächstens den Hungerstod würden sterben müssen.

Uebrigens scheint es, als ob sich der Feind den Winter über das Verdienst um die Pfälzer erworben habe, sie bedürfnißfreier machen zu wollen. So lehrte

er

er sie z. B. das Entbehren der Glokken. In den mehresten Dörfern, die wir jetzt von neuem besetzt haben, geht des Sonntags ein Junge mit einer Handglokke umher, und klingelt, um der Gemeinde dadurch das Zeichen zum Anfange des Gottesdienstes zu geben. Denn das sämtliche Geläute dieser Städte und Dörfer haben die Franzosen, wie bekannt, in gute Verwahrung gebracht, um Kanonen für den neu angefangenen Feldzug daraus zu gießen.

Hierbei fällt mir eine zu verbürgende Anekdote ein, die ich Ihnen doch mittheilen muß. Als die zum Glokkensammeln befehligten Franzmänner zu Speier die Glokken vom Thurme stürzten, wollte der Zufall, daß eine davon ungewöhnlich tief in den Boden hinein schlug. Beim Ausgraben bemerkte man, daß sie in eben das unterirdische Todtengewölbe gefallen war, in welchem einige Einwohner ihre beste Habe vor dem Feinde verborgen, und ganz sicher geglaubt hatten. Die Finder dieses vor ihnen verborgenen Schatzes waren hoch erfreut über den vortrefflichen Spürhund, dem sie nebst einem glücklichen Ungefähr, ihre unterirdische Beute zu danken hatten, und nannten ihn mit der ihnen eigenen Laune und aus Dankbarkeit, einen guten Patrioten. Jetzt steht der bon Patriot, verwandelt in einen Flammenschlund, auf den Wällen der neuen französischen Vestung Germersheim.

Die alte Lüsternheit der Könige Frankreichs nach dieser pfälzischen Stadt Germersheim, welche sie so gerne, wie Landau, zur Vertheidigung des Elsaß in Besitz genommen und bevestigt hätten, haben nach mehrern mißlungenen Versuchen des französischen Hofes, nun endlich noch die Neufranken befriedigt. Ihre unbeschreibliche Eilfertigkeit hat die Queiche, welche sich oberhalb der Stadt in den Rhein ergießt, durch einen Kanal auch unterhalb der Stadt mit dem Rheine verbunden, und dadurch und durch die neu aufgeführten thurmhohen Wälle außerordentlich veste gemacht. Der Ort ist auch in der That zur Bevestigung so wohl gelegen, daß er von jeher, und selbst schon zu den Zeiten der Römer in dieser Hinsicht benützt worden ist; denn es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß Germersheim einst das alte Vicus Iulius war, welches im vierten Jahrhundert als ein römisches Kastell in der Gegend zwischen Speier und Rheinzabern gelegen, vorkommt. *) Die Erbauung der vesten Burg, welche, nach Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert, hier stand, wird K. Konrad dem Zweiten zugeschrieben. Kayser Rudolph von Habsburg, der im Jahre 1291 hier sein ruhmwürdiges Leben endigte, legte im Jahr 1276 neben der Burg die jetzige Stadt an und begabte sie mit allen Freiheiten der Stadt Speier.

Als

*) S. Schöpflini Alsatia illustr. Tom. I. p. 230.

Als im Jahr 1680, nach dem Tode des Kurfürsten Karl Ludwigs, dessen einziger Prinz Karl die pfälzische Regierung antrat, wollte dieser, durch französische Durchstecherei mit seinem verrätherischen Rathgeber verleitet, das Oberamt Germersheim an Frankreich abtreten. Die Sache wurde zwar durch Karls frühen Tod wieder unterbrochen; indessen nahm nun die Herzoginn von Orleans das ganze Amt als ein Allodialstück in Anspruch, und beim Ausbruche des französischen Krieges im Jahre 1688 auch wirklich in Besitz. Die Stadt Germersheim blieb eben deswegen von der sonst allenthalben ausgeübten Mordbrennerei der Franzosen verschont, mußte jedoch nach dem riswikkischen Frieden an Kurpfalz wieder zurück gegeben werden.

Bis dahin aber hatte sich die französische Intoleranz, und die Pfafferei der damaligen Zeit selbst der niedrigsten Mittel bedient, um den Protestantismus in Germersheim zu Gunsten der katholischen Religion zu nothzüchtigen. Unter andern ertheilten sie jedem Protestanten, dessen Ueberzeugungen in Religionsangelegenheiten feil waren, und der den katholischen Glauben annahm, zehn Gulden und dreijährige Freiheit von gewissen Staatslasten.

Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Jetzt bietet man lebenslange Freiheit jedem Germershei-

mer an, der sich entschließen kann, ein noch größerer Protestant unter dem Schutze der Neufrankenrepublik zu sein.

Auch gaben die Franzosen in Germersheim und an einigen andern Orten, dem Volke eine Menge Wein zum Besten, nachdem sie zuvor unter Trommelschlag und Trompetenschall kundgethan hatten, daß diejenigen Protestanten, welche des Königs Religion annehmen wollten, auch an der Feier seiner Namens- und Geburtstage, und an dem preisgegebenen Weine Theil nehmen sollten. Auf diese verführerische Einladung zum Weine fielen ganze Dorfgemeinden dem Protestantismus ab, und versoffen ihre Religion — Nun sage man mir noch, daß seit einem Jahrhunderte die Menschen sich nicht nur nicht verbessert, sondern noch merklich verschlimmert hätten!

Im Jahre 1715 nahm Frankreich die Stadt und das Amt Germersheim, als eine Zugehör vom Elsaß abermals gewaltsam in Besitz, und bevestigte die Stadt, ungeachtet die Deutschen bloß Landau dieser Krone abgetreten hatten. Kurfürst Johann Wilhelm setzte alles in Bewegung, um wieder zu dem ihm geraubten Eigenthume zu gelangen; Aber erst nach mancherlei Winkelzügen und Ränken des französischen Hofes bequemte sich der König zur Zurückgabe. Ob sich die jetzige vielköpfige französi-

sche

sche Majestät im nächsten Friedensschlusse mit mehrerem Billigkeitsgefühl dazu verstehen wird? —

Vor einigen Tagen verließ ich unsre Kantonirungen und reisete durch das kayserliche Reservelager nach Speier, um endlich auch einmal die Bekanntschaft dieser freien Reichsstadt zu machen. Der Ort ist uralt und dankt den Römern seinen Ursprung. Wenigstens scheinen eine Menge römischer Alterthümer, die hier von Zeit zu Zeit gefunden worden sind, dies außer allen Zweifel zu setzen. Ich theile Ihnen mit, was davon zu meiner Kenntniß gekommen ist.

Von folgenden hier ausgegrabenen, und auf dem Rathhaushofe noch vorhandenen römischen Gedenksteinen ist der erste schon im Jahre 1600. in dem Stadtgraben gefunden.

D . M .
AVR . VITALI .
MIL . LEG . IIII . FL .
STIP . VII . VIXIT .
AN . X . V . AGENS .
EXPEDITIONE .
GERMANIAE . FL .
AVIVS . PROCL .
VS . MIL . LEG . S . S .
SECVNDUS . HERER .
CONTVBERNALI .
BENE . MEREN . F . C .

D. M.
CONSTANTIO.
VALENTINO.
FRATRI. ET.
LVNAE. MA
TRI. CONST
ANTIVS. MA
XIMVS. F. C.

LECTO. FL
ORVM. GLFE.
SOCERIS. DE.
O. P. C.

Unter den hier vorgefundenen heidnischen Opfersteinen ist der vollständigste und schönste derjenige, auf dessen vier Seiten die vier Gottheiten, Merkur, Herkules, Pallas und Juno mit den ihnen angehörigen Sinnbildern in halberhabener Arbeit vorgestellt sind. Von den drei übrigen ist der erste zum Aergerniß für die Christenheit, der Mauer der Kirche zum heil. Gernan einverleibet:

DEO.

DEO .
MERCVRIO .
ACCONIVS .
F . A .

F . I . IVNONI .
REGINAE .
VECOINIVS .
S . L . MILES . ET .
SVPER . INI .
A . DECVMII .
LAVS . L . L . M .

VIRIVS . MA - -
VIX - - - - -
VENERI . D - -
N . O .

An dem hier verwahrten Steine mit folgender Inschrift, beweisen Inhalt und Buchstabenfiguren gleich sehr, daß er nicht römischen Ursprungs ist, und aus dem Mittelalter herrühret:

MVDERST

MVDERST
AT. PINNAS. SI
BI. QVINAS. VEN
DICAT. ISTAS.

Der pfälzische Marktflekken Muderstadt, worauf die Inschrift Bezug hat, heißt jetzt Mutterstadt, und liegt vier Stunden von Neustadt an der Hart, am Wege nach Manheim. Der gemeinen Sage nach stand auch hier einst eine Römerburg, von der jedoch jetzt keine Spur mehr übrig ist.

Eins der merkwürdigsten in Speier aufbewahrten römische Alterthümer ist, dünkt mich, das große steinerne Dekkelsarg, welches man im Jahre 1572. vor dem speierischen Weidenthore aus der Erde grub. In dem Sarge lagen die fast zur Mumie gewordenen Gebeine einer Römerinn, deren Namen mir entfallen ist. Sie waren vbn einer fettigen geschmeidigen Masse umgeben, deren Hauptbestandtheile, nach der angestellten Untersuchung eines damaligen Chymikers, Kalch und Honig gewesen sein sollen. Außer einem Paar Armspangen und einigen andern Kleinigkeiten der alten Römer, fand man noch eine Art Lampe darin, welche nach der Versiche-

rung

rung der Finder, bei der ersten Oeffnung des Sarges noch gebrannt habe, aber dann sogleich verloschen sei. Diese einem alten Erfahrungssatze der Naturlehre widersprechende Behauptung, muß indessen unstreitig auf einem Irrthume beruhen. Der Docht der Lampe sei noch so dünne, und ihre Flamme so klein als möglich, letztere wird dennoch kein Jahrtausend hindurch in dem engen Raume eines mit Erde überschütteten Sarges, die ihr zum brennen unentberliche Luft finden. Alles, was man zugeben kann, ist, daß eine solche Flamme unter solchen Umständen, sich höchstens einige Wochen hindurch erhalten könne, ohne durch die dephlogistisirte Luft des innern Sarges erstickt zu werden.

Vielleicht sahen diejenigen, welche den Dekkel des Sarges zuerst aufhoben, die so lange eingesperrten mephitischen Dünste zum Schrekken ihrer Nasen hervorstürzen, und schlossen dann in ihrer Einfalt: „wo Rauch ist, da ist auch Feuer." Oder vielleicht entzündeten sich diese Dünste in dem nämlichen Augenblick, wo die athmosphärische Luft sich mit ihnen vereinigte. In diesem in der That sehr wahrscheinlichen Falle läßt sichs zugleich erklären, wie diese Leute ihre Aussage wegen der brennenden Lampe sogar mit einem Eide bekräftigen konnten.

Aber wie soll man sich den scheinbar unklugen Gebrauch der in vielen Stükken so klugen Römer, dem Verstorbenen eine brennende Lampe in seine enge Behausung mitzugeben, erklären? — Ich sollte nicht glauben, daß die nur eine so kurze Zeit brennende Lampe irgend etwas zur längern Erhaltung der einbalsamirten, oder auf andre Art vor einer baldigen Verwesung verwahrten Leiche, beitragen könnte. Wahrscheinlich beruhete dieser Gebrauch auf einen Aberglauben der Vorzeit, und ich bin stolz genug, zu glauben, daß wir, die wir so manches von den Römern erlernten, wenigstens in der Naturlehre ihre Meister sein dürften.

Die Stadt Speier, an deren Seite sich der Speierbach in den Rhein ergießt, hat, so wie das benachbarte Worms und Frankenthal, und die ganze diesseitige Pfalz, von jeher eine sehr unglückliche Lage in Absicht der zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochenen Kriege gehabt. In jedem der letzten Jahrhunderte wurde sie wenigstens einmal das Opfer dieser Kriege. Obgleich indessen auch der gegenwärtige Krieg wieder die Fülle des Elends über sie ausgegossen hat: so hält es doch noch lange nicht den Vergleich aus mit den Auftritten des 31sten Mai's 1689. Ein seit zwei Jahren fast ganz zu Grunde gerichteter Bürger in Speier meinte, „auch die Neufranken hätten wieder des

Ungemachs viel über ihre unglückliche Stadt gebracht, aber sich doch wenigstens nicht die kannibalischen Grausamkeiten und Barbareien ihrer Ludwige gegen sie zu schulden kommen lassen.“

Ich horchte hoch auf bei dieser Aeußerung; und vielleicht ist sie auch Ihnen, liebster Freund, aus Untreue des Gedächtnisses, nicht gleich so ganz verständlich. Erlauben Sie daher, daß ich Sie mit wenig Worten, und bloß in Beziehung auf Speier, an die Heldenthaten zurück erinnere, wodurch sich die französische Armee am 31sten Mai auf Befehl ihres Königs unsterblich machen mußte.

An dem genannten Tage — es war der zweite Pfingsttag — beliebte es Ludwig dem Zerstöhrer, viele tausend seiner ungekrönten Mitmenschen in Speier, Worms u. a. durch eine gänzliche Zerstöhrung ihrer Städte in die verzweiflungsvollste Lage zu setzen. Seine hier stehende Armee bekam die gemessensten Befehle, daß die Umwandelung dieses ganzen Landstrichs in eine völlige Wüstenei vor Ablauf des Monats Mai vollendet sein müsse. Die Generale, die keinesweges Herzen von Stein hatten, kündigten den Städten acht Tage vor ihrer Zerstöhrung ihr nahe bevorstehendes Schicksal an; aber sie waren zu gute Soldaten, um nicht jedes erwachende Gefühl der Menschlichkeit durch den Gedanken an Subordination

nation zu erstikken. Bloß zu Speier lagen mehr als zweihundert Schwangere und Wöchnerinnen zu den Füßen des Befehlshabers der Armee. Ihr Jammergeschrei erflehete Erbarmen von ihm; aber er wandte trauernd das Gesicht weg von einer Scene, die einen Felsen hätte erweichen mögen, und überließen die Verantwortung unverantwortlicher Grausamkeiten dem gekrönten Haupte, dessen Befehle er nur vollzog.

Der Tag der Zerstöhrung kam heran; ganz Speier war ausgeleret, die Wälle wurden geebnet, die Mauern niedergestürzt, die dikken Bevestigungsthürme gesprengt, und alle Eckhäuser und Kirchen mit Stroh, Pech und Schwefel angefüllt. Noch immer konnte sich ein großer Theil der Bürgerschaft nicht ganz überzeugen, daß einem so überaus unnatürlichen Befehle im strengsten Sinne des Worts Folge geleistet werden würde. Endlich trieben die Franzosen kurz vor dem Brande die Einwohner mit Gewalt zu den Thoren hinaus. Es waren großentheils Protestanten, die auf diese Art Hab' und Gut verlieren und verlassen mußten; Die wenige Katholiken, welche mit das Opfer eines allgemeinen Beschlusses wurden, wußte man vielleicht schadlos zu halten. So trat man nun, den Bettelstab in der Hand, mit Weib und Kindern die jammervollste aller Wallfahrten an, und sah hinter sich die Städte auflodern, als wären sie wie

Sodom

Sodom und Gomorra; und doch waren sie nur die blühenden Wohnsitze einer Menge ketzerischer Familien innerhalb unbedeutender Vestungswerke. Damit aber, dem königlichen Befehle gemäß, auch kein Stein auf einander bleiben mögte, wurden mehrere hundert Arbeiter auf die Schutthaufen hinbefehligt, welche die etwa noch nicht zusammen gestürzten Mauern, Gewölbe, Brunnen und Keller völlig niederreißen und verschütten mußten.

Nach und nach traten zwar die niedergebrannten Städte gleichsam aus der Asche der alten verjüngt wieder hervor; allein Speier und Worms haben sich noch immer nicht wieder ganz erholen können. Die Häuser sind schon wieder veraltet, und haben eine eben so armselige geschmacklose Außenseite, als krumm und enge die Straßen sind. Besonders hat der gegenwärtige Krieg zu Speier Entvölkerung und Nahrungslosigkeit schon wieder sehr sichtbar gemacht. Allenthalben schimmern Armuth und Dürftigkeit, und alle die übrigen nicht ungewöhnlichen Wirkungen des Krieges durch. Die mehresten Einwohner sind entweder gestorben, oder ausgewandert, oder sie schleichen krank und vom Kummer niedergebeugt, als Leichengestalten einher. Alles dieses und das Getümmel und Waffengeräusch der k. k. Besatzungstruppen ließen mich hier eben nicht froh werden. Dazu kam noch, daß gerade während meiner Anwesenheit in Speier einige und

hundert verwundete k. k. Soldaten, die ohnweit Germersheim vom Feinde überfallen waren, hierher gebracht, und in einer der hiesigen Kirchen zum Uebernachten abgeladen wurden. Wessen Gefühle durch die mancherlei abstumpfenden Kriegsscenen noch nicht ganz betäubt sind, der thut wohl, wenn er dem Kriegsschauplatze entfliehet, so weit ihn die Beine tragen wollen. Die Disharmonien des Wimmerns blutiger Kriegsopfer mögten ihn um allen Frohsinn bringen.

Neunter

Neunter Brief.

Inhalt.

Neustadt an der Hart — Neustädter Thal — Entscheidung eines Zanks um Wasser — Römische Alterthümer — Von liederlichen Nonnen — Frankenthal, eine starke Vestung — Die Spanier belagern sie vergebens — Ihre Verwandlung in einen Schutthaufen — Oggersheim — Die spanische Armee kapitulirt mit einem Kuhhirten — Römisches Kastel im Rhein bei Altrip — Schloß und Garten zu Schwetzingen — Englische Buschpartien — Tempel der Minerva — Ausgegrabene Alterthümer — Tempel des Apoll — Badehaus — Vögelpartie — Hekkengang mit der Perspektive — Tempel der Botanik — Wasserleitung — Tempel des Merkurs — Prächtige Moschee — Sehr artige Ungerechtigkeit — Ad vocem Artigkeit. —

Kant. Quart. Neustadt an der Hart,
im Jul. 1794.

Das kurpfälzische Städtchen, woraus ich Ihnen heute schreibe, hat seinen Beinahmen von dem Hartgebirge, an dessen Fuße es, sechs Stunden von Manheim, und vier Stunden von Landau, in

einem höchst angenehmen Thale liegt. Diese ansehnliche Landstadt, durch welche der Speierbach fließt, hat etwa vierhundert und achtzig Häuser, und ihre Bevölkerung betrug vor dem Ausbruch des Krieges viertausend und einhundert Seelen. Sie lebt großentheils vom Handel und Weinbau, und war vor dem Kriege blühend. Das romantische Thal, in welchem die Landstraße längst dem Speierbache, von hier nach Lautern hinauf zieht, ist von zwei Bergketten enge eingeschlossen. Diese Berge sind anfangs auf eine fürs Auge sehr angenehme Art zum Weinbau benützt worden, und weiter hinauf unterhalten und zerstreuen sie den Wanderer durch ihre groteske Gegenstände. Die Einwohner der Dörfer, welche sich in diesem Thale hinauf ziehen, scheinen sich absichtlich verborgen, und von der ganzen übrigen Welt abgesondert zu haben, um in dieser Abgeschiedenheit von zanksüchtigen, blutdürstigen Menschen ruhigere Tage zu verleben. Aber wie sollte hier der dreimal glückliche Winkel der Erde zu finden sein, welchen die Furienwuth des Krieges nicht in Angst und Schrekken setzte? — Trippstadt liegt hier so nahe, und wenn die preussischen Linien irgendwo vom Feinde durchbrochen werden, so dürfte es da sein. Die neustädtischen Thalbewohner wären also gerade die ersten, welche in diesen Tagen durch die Franzosen beunruhigt werden könnten. Die Vorspiele des gestrigen Tages lassen alles befürchten.

Eine Viertelstunde unterhalb Neustadt, bei dem Dorfe Winzingen, theilt sich der Speierbach in zwei Aerme, wovon der linke den Namen Rehebach annimmt. Wegen der Abtheilung dieser beiden Bäche gab es vormals zwischen Kurpfalz und der Stadt Speier mancherlei Streitigkeiten, weil die Mühler beider Theile sich einander um den Zufluß des Wassers betrogen. Endlich kam es im Jahre 1569 zu einem gütlichen Vergleich; und damit die Abtheilung des Wassers von keiner Seite mehr zum Nachtheil des Andern verändert werden mögte, setzte man da, wo sich der Speierbach verdoppelt, einen großen dreiekkigen Stein, an welchem die gegen den Strom gewandte Ekke den Lauf des Wassers scheidet. Zum Andenken an den so entschiedenen Streit wurde dieser Grenzstein vorher nach dem Geschmakke des damaligen Zeitalters mit folgendem eingehauenen Reimlein verziert:

„Hier stehen wir beide
Chur und Fürsten,
Thun nach Wasser dürsten,
Nicht für unsern Mund,
Sondern daß beiderseits
Unsre Mühler mahlen kunt.“

Eine Viertelstunde von Neustadt, nordwärts, liegt das sehr lange Dorf Hart, das sich in einer nicht unbeträchtlichen Erhabenheit auf, und an dem

Hartgebirge in einer einzigen Straße vor der Gegend vorbei zieht, wo die Römer einst ein Kastell hatten. Das alte Gemäuer des letztern, welches jetzt noch davon übrig ist, wird hier die alte Burg, oder insgemein das Heidenschloß genannt. Die Aussicht des hocherhabenen Dorfes ist vortrefflich; Man übersieht die ganze Pfalz längst dem Rheine bis in den Pruhrhein und Odenwald jenseit dieses Strohmes.

Von dem nahe bei Landau gelegenen pfälzischen Dorfe Godramstein hat man mir, unter der Rubrik von Merkwürdigkeiten der hiesigen Gegend, eine Menge Märchen erzählt, womit ich Sie indessen nicht heimsuchen will. Bloß darum kann ich dies Dorf nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil man an der dortigen alten Kirche sechs Steine vorfand, worauf die heidnischen Gottheiten Merkur, Herkules, Juno und Minerva ausgehauen sind. Sie werden im Alterthumskabinette zu Manheim aufbewahret, und die kurpfälzische Akademie der schönen Wissenschaften und Künste hat Kupferstiche davon besorgt, denen Herr Lamey die erforderlichen Erläuterungen beigefügt hat. *) Einige wollen den Namen des Dorfs Godramstein herleiten von Götter am Stein; andre hingegen bezweifeln die Richtig-

*) S. Act. Academ. Palat. Tom. II. p. 9 sqq.

Richtigkeit dieser Wortforschung, weil in einer Urkunde des Klosters Lorsch vom Jahre 767. dies Dorf ausdrücklich Godmarstaine genannt wird.

Vor einigen Wochen nahm ich Urlaub zu einer Reise über Frankenthal und Oggersheim nach Schwetzingen, theils um diese beide pfälzische Städte näher kennen zu lernen, theils und hauptsächlich, um an dem letzten Orte den berühmten kurfürstlichen Garten zu sehen, der ein würdiger Nebenbuhler des fürstlich dessauischen Gartens zu Wörlitz genannt zu werden verdient. Diese Gegenstände werden es sein, womit Sie mein heutiger Brief unterhalten soll.

Frankenthal, die dritte Hauptstadt der Pfalz am Rhein, liegt etwa tausend Schritte vom linken Rheinufer, in der Mitte zwischen Worms und Manheim. Bis ins funfzehnte Jahrhundert war dieser Ort ein bloßes Dorf mit einem Nonnen- und einem Mönchskloster. Die Nonnen trieben aber ein so erzliederliches Leben, daß der Bischof zu Worms im Jahr 1431 ihr Kloster aufzuheben sich genöthigt sah. Er vereinigte dasselbe mit dem Mönchskloster; allein aus ähnlichen Ursachen wurde im sechszehnten Jahrhundert auch dieses aufgehoben, und mit allen Gefällen an Kurfürst Friedrich den Dritten verkauft. Dieser verschenkte dasselbe im Jahre 1562. an

 sechszig

sechszig protestantische niederländische Familien, die, wegen ihres Glaubens von den Spaniern hart verfolgt, ihr Vaterland verlassen, sich bei Frankfurth am Main niedergelassen, aber auch da nicht länger Schutz gefunden hatten. Dieser eben so liebevollen als klugen Schenkung ist es zuzuschreiben, daß Frankenthal durch den Kunstfleiß und die Redlichkeit der verjagten Niederländer jetzt die dritte Hauptstadt der Pfalz worden ist. Denn diese Kolonie legte eine Menge der nützlichsten, bis dahin in Deutschland noch unbekannten Fabriken an, und bestand aus lauter geschickten, arbeitsamen und rechtschaffenen Menschen, die gerade das Gegentheil von den dummen, nutzlosen, faulen und verhuhrten Mönchen und Nonnen waren, deren Stellen sie einnahmen. Trotz der im Jahre 1564 hier wüthenden Pest vermehrte sich Wohlhabenheit und Zahl der Einwohner des Orts bald so sehr, daß sich die Kolonie drei Kirchen, nämlich eine niederländische, eine hochdeutsche und eine französische erbauen konnte.

Im Jahre 1571 ließ der Kurfürst hier das in der Kirchengeschichte so bekannte ein und zwanzigtägige Gespräch mit den Wiedertäufern halten *).

Herzog

*) Ueber den Inhalt und die Folgen dieses seltsamen Gesprächs ist der Herr Professor Struve in seiner Pfälzischen Kirchengeschichte S. 238 f. f. nachzulesen.

Herzog Johann Kasimir umgab den Ort zu mehrerer Sicherstellung der Einwohner, mit einem Graben, legte im Jahre 1583 einige Vestungswerken an, und begnadigte ihn mit allen Rechten einer Stadt, und mit erweiterten Privilegien. Nahrung und Gewerbe beförderten mit jedem Jahre die Aufnahme der Einwohner und die Verschönerung der neuen Stadt. Unter Kurfürst Friedrich dem Fünften, der die schon etwas bevestigte Stadt im Jahr 1608 zu einer Hauptvestung machte, erreichte sie den höchsten Gipfel ihrer Glückseligkeit. Eine Menge der nützlichsten Fabriken, die damals in Deutschland noch ihres Gleichen suchten, ihr freier Handel mit allen Gattungen von Waaren, und die Bequemlichkeit, solche mittelst des angelegten Kanals auf dem Rheine leicht versenden zu können: das alles waren Vortheile, wodurch sich Frankenthal unter die wichtigsten Handelsplätze empor geschwungen haben würde, wenn nicht der unglückliche Ausbruch des böhmischen Krieges diese Hoffnungen plötzlich vereitelt hätte. Denn noch in eben diesem Jahre 1621 rückten die Spanier unter dem General Corduba vor die Stadt, die fürs erstemal eine harte Belagerung ausstehen mußte. Zwar rettete der Graf von Mansfeld für diesmal die Vestung noch; sie mußte sich aber zwei Jahre darauf, *) wegen des ausgebliebenen

*) Während dieser Belagerung im Jahre 1623. wo die Spanier der Besatzung alle Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten

Entsatzes, den Spaniern ergeben, die auch nicht eher wieder wichen, als bis im Jahre 1632 der Held aus Norden, Gustav Adolph, sie zwang, ihm die Stadt zu übergeben. Drei Jahre später bemächtigten sich die Spanier derselben abermals, und gaben sie erst nach einem zwanzigjährigen Besitz dem Kurfürsten Karl Ludwig zurück. Dieser suchte nun die geflüchteten Einwohner durch Vermehrung ihrer Freiheiten wieder in die Stadt zu ziehen, und zu ihrer vormaligen Wohlhabenheit zurück zu bringen. Allein kaum hatten sie angefangen, die schönsten Früchte des Friedens zu genießen, so fielen im Jahre 1688 die Franzosen verherend in die Pfalz ein, indem sie von den orleanischen Erbfolgeansprüchen zu diesem barbarischen Kriege eine Gelegenheit vom Zaune abbrachen. Der Dauphin selbst belagerte und eroberte Frankenthal, und ließ den sonst prächtigen Ort rein ausplündern, schleifen, anzünden und in einen Schutthaufen verwandeln. *)

Im

schnitten hatten, und die Stadt sich in der äußersten Verlegenheit befand, ließen die Bürger aus dem vorhandenen Gold- und Silbergeschirr verschiedene Nothmünzen schlagen, welche mit dem Wappen der Stadt — einem goldenen Dr ieck in blutrothem Felde — gestempelt sind. Ich besitze eine von diesen silbernen Münzen; Sie ist viereckig, hat den ihr eingeprägten Werth von funfzehn Batzen, und um das Stadtwappen die Umschrift: Frankenthaler Nothmünze 1623.

*) Siehe Last und Lust der Einwohner am niedern Rheinstrome.

Im Anfange dieses Jahrhunderts begann man allgemach, die Stadt in ihrer jetzigen Regelmäßigkeit und Verschönerung wieder herzustellen. Die zu oft zu Grunde gerichtete Bürgerschaft konnte sich indessen nur langsam wieder erholen. Jetzt, wo der Ort durch die thätigsten Bemühungen des regierenden Kurfürsten endlich wieder in einen sehr blühenden Zustand versetzet worden war, brach nun der gegenwärtige Krieg aus, recht als ob die unglücklichen Pfälzer in der so glücklichen Pfalz alle Jahrhunderte wenigstens Einmal mit den Lasten eines von ihnen nicht verschuldeten Krieges sollten heimgesucht werden.

Außer den fünf Kirchen zählt man in Frankenthal vierhundert drei und siebenzig Häuser, in welchen in dem letzten Jahrzehent siebenhundert drei und siebenzig Familien, acht jüdische mit eingeschlossen, gezählt wurden.

Das Fabrikenwesen kann nicht leicht in einer Stadt verhältnißmäßig stärker getrieben werden, wie hier. Die ehemaligen Kasernen sind seit 1755 zu einer Porzellänfabrike benützt worden. In dem sonstigen Lazarethe ist die Wollenzeug- und Strumpffabrike. Mit dieser ist jetzt noch eine Wollentuchfabrike verbunden. Ferner giebt es hier eine Seidenfabrike; eine Gold- und Silberdratzieherei und Bordenwirkerei; eine Papiertapeten- und Tobacksfabrike; eine

Silber-

Silberkomposition- und Glokkengießerei; eine Buch-, Kattun- und Leinendrukkerei, und noch eine Menge anderer Fabriken, z. B. für Stärke und Puder, für Steck- und Haarnadeln, für Seife, Siegellack, Schnallen und Fruchtessig. Auf dem hiesigen Maschinensaale ist unter andern eine sehr künstliche, für vier unterschiedene Muster eingerichtete Damasziermaschine. *)

Um den mit den vortheilhaftesten Privilegien beschenkten hiesigen Künstlern und Fabrikanten den Absatz ihrer Waaren so viel als möglich zu erleichtern, hat der regierende Kurfürst, außer den schönen Kunststraßen, welche durch die Stadt ziehen, auch deren Verbindung mit dem Rheine wieder hergestellt. Er ersetzte nämlich im Jahr 1773 die von den niederländischen Kolonisten des vorigen Jahrhunderts hier angelegte Wasserleitung, welche in den verderblichen Kriegszeiten, wo aller Handel und Wandel ruhete, zur Schiffahrt unbrauchbar geworden war, durch einen ganz neuen Kanal, den er von der Stadt aus nach dem Rhein graben ließ. Für diesen Kanal sind ein Paar durch die Stadt fließende Bäche — der Mühlbach und der Fuchsbach — benützt worden,

*) Umständlichere Nachricht hiervon siehe: Kurze Vorstellung der Industrie in den drei Hauptstädten und sämtlichen Oberämtern der kurfürstlichen Pfalz. Frankenthal 1775.

den, indem das Wasser derselben vermittelst dreier Schleusen so angesammelt werden kann, daß ein mittelmäßiges Lastschiff aus dem Rheine bis an den Krahnen und das Lagerhaus in Frankenthal kommen kann. An der untersten Schleuse lieset man folgende Inschrift:

CAROLVS . THEODORVS .
PRINCEPS . ELECTOR .
EXCITANDIS . ET . IVVANDIS . OPIFICIIS .
STABILIENDIS . COMMERCIIS .
SICCANDIS . PALVDIBVS .
IMSTAVRANDIS . AVGENDISQVE .
FRANKENTHALIAE .
REBVS . OLIM . COLLAPSIS .
OPVS . HOC . DE . SVO . FIERI . IVSSIT .
AMANTISSIMVS . SVORVM .
MIRABILIS . POSTERIS .
COEPTVM . EST . AN . CHR . MDCCLXXIII .
PERFECTVM . MDCCLXXVII.

Zwischen Frankenthal und Manheim liegt das angenehme Landstädtchen Oggersheim, das schon im achten Jahrhundert unter dem Namen Agridesheim vorkommt. Das hiesige Rathhaus ist seines Alters halber merkwürdig, weil unter einem daran eingemauerten pfalzbaierischen Wappen

mit

mit dem leeren Schilde die Jahrzahl 1371 stehet. In dem Lustschlosse, welches Kurfürstinn Elisabeth Auguste sich hier niedlich und geschmackvoll einrichten ließ, pflegt sie gewöhnlich den Sommer zuzubringen. Während daß die Spanier im Jahre 1623 mit der Belagerung Frankenthals beschäftigt waren, ereignete sich hier ein sehr lächerlicher Vorfall. Die sämtlichen Bürger und Einwohner hatten wegen der Nähe des grausamen Feindes ihre Häuser und die Stadtthore verschlossen, und waren über den Rhein entflohen. Nur ein einziger Mann, ein Kuhhirte, blieb zu Oggersheim zurück. Der spanische Heerführer, der diesen Umstand nicht wußte, schickte ein Detaschement dahin, und ließ die Stadt auffordern, sich zu ergeben. Der entschlossene Kuhhirte eröffnete dem spanischen Trompeter das Thor, nahm hierauf die Mine des Oberburgemeisters an, und übergab die Stadt unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen.

Für den Freund von Alterthümern ist hier ein in dem Wirthshause zur goldenen Krone eingemauerter römischer Opferstein mit dem Bildnisse Merkurs sehenswerth. Noch merkwürdiger ist in Hinsicht auf die Römer, das zur Oberschultheißerei Oggersheim gehörige uralte Rheindorf Altrip. Dies Dorf hängt bloß auf der Abendseite mit dem vesten Lande zusammen, auf den drei übrigen hingegen

gen wird es, gleich einer Halbinsel, von dem vollen Rheinstrome umflossen. Seinen Ursprung und Namen hat es von dem lateinischen Alta Ripa, einem daselbst gestandenen römischen Kastell, welches die Römer auf dem hohen Ufer, dem jetzt sogenannten Sandberge, zur Dekkung ihres dortigen Ueberganges über den Rhein errichteten, da sie anfingen, die Nekkargegenden unter ihre Herrschaft zu bringen. Wahrscheinlich ist dies Schloß bei den hernach erfolgten Einfällen der Hunnen und anderer Völker in diese Gegend, zerstöhrt worden; wenigstens wird seiner seitdem nicht ehr wieder gedacht, als bis der fränkische König Dagobert zu Ehren des heil. Medardus ein Klösterlein zu Altrip erbauete, welches K. Pipin im Jahre 762 der Kirche zu Prümm schenkte.

Auch hat man im Jahre 1380 noch die Spuren römischer Bevestigungen mitten im Rheine entdeckt, welche jetzt durch die Eisgänge und Fluthen dieses Strohmes verschlungen sind. Indessen wurde im Jahre 1750, da das Wasser außerordentlich klein war, noch einiges Mauerwerk von diesem Römerwerke bei Altrip mitten im Rheine sichtbar. Diejenigen, welche dasselbe in Augenschein nahmen, wollen die drittehalb Fuß dikke, von Ziegelsteinen aufgeführte Grundmauer eines vierekkigen Gebäudes gesehen haben, welches der verstorbene Konrektor des speierischen

schen Gymnasiums, Litzel, im Jahr 1756 historisch beschrieben hat. *)

Jetzt von den Merkwürdigkeiten des zwei Stunden von Heidelberg und eben soweit von Manheim gelegenen Flekkens Schwetzingen. Der Ort hat drei Kirchen, etwa zweihundert Häuser und gegen anderthalbtausend Einwohner. Er liegt in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Ebene, und seiner wird schon in Urkunden des achten Jahrhunderts gedacht. Das merkwürdigste ist hier das kurfürstliche Schloß und der dazu gehörige Garten. Schon im vierzehnten Jahrhundert scheint hier ein vestes Schloß gestanden zu haben; wenigstens kommt die Bauart jener Zeit mit den beiden zum Theil noch wirklich stehenden starken Thürmen vollkommen überein. Auch mag das Schloß damals ziemlich wehrhaft gewesen sein, indem es noch im vorigen Jahrhundert mit einem Wassergraben umgeben und mit Aufzugbrükken versehen war.

Der kurfürstliche Garten ist fast in aller Hinsicht vortrefflich, und er wird noch alljährlich durch neue Anlagen verschönert. Schon jetzt in seiner halben Vollendung

*) Litzels historische Nachricht von einem römischen Kastell, welches im Jahre 1750 bei Altripp mitten im Rheine gesehen worden.

Vollendung begreift er hundert und achtzig Morgen Landes in sich. Aber er wird noch einmal so groß sein, wenn er erst dem Plane gemäß, bis zur sogenannten Sternallee wird erweitert worden sein. Bis jetzt soll die Ausführung des ganzen Plans eben so, wie die mannigfaltige Verschiedenheit der einzelnen Theile noch jeden geschmackvollen Kunstverständigen, der hier war, vollkommen befriedigt haben. Ewig schade, daß die Natur in Absicht des Terrains hier gar zu wenig gethan hat! Der ganze Garten war einst eine vollkommene Ebene; und wenn es jetzt anders scheint, indem hier und da nicht unbeträchtliche Hügel hervorragen, so sind sie einzig das mühsame Werk der Kunst. Indessen findet das Auge nichts desto weniger auch schöne überraschende Aussichten. — Regelmäßige, luftige Baumreihen und finstere Gänge, die sich nachläßsig unter dichten Schatten hinschlängeln, unterhaltende Abwechselungen der Wildnisse mit dem angebaueten Erdreiche, große Kunst, die dennoch Natur zu sein scheint — kurz alles, was das Eigenthum eines vollkommenen Fürstengartens zu sein pflegt, ist hier vereinigt. Hier wandelt man zwischen Hekken oder in einem Dikkigt von ausländischen Gesträuchen umher, dort eröffnet sich plötzlich ein grünes Theater; Hier duftet ein Wald von Orangerie, dort rauschen Springbrunnen und Wasserfälle; Hier schimmern Säulentempel, Pyramiden und Statuen aus der Nähe

und Ferne daher, dort irrt man in den Dunkelheiten einsiedlerischer Einsamkeit umher, wo versteckte Nischen und Lauben ein stilles Ruheplätzchen darbieten. Bald kommt man zu den prachtvollen Kunstwerken eines Bades oder eines türkischen Tempels; bald zu den bemoosten Ruinen des grauen Alterthums; bald überrascht auf das entzükkendste ein Naturgemälde, das Kunst und Täuschung ist. Hier schimmert das wohlthätige Grün eines Saatfeldes daher; dort verliehrt sich der Blick in ferne Gebirgen und Ebenen.

Aber es ist schwer, anders als durch eigene Gegenwart anschauliche Begriffe von der Vortrefflichkeit der ganzen Anlage dieses Gartens zu bekommen; und bloß, um wenigstens das meinige gethan zu haben, versuche ichs, Ihnen dessen einzelne Haupttheile noch etwas umständlicher zu beschreiben.

Im Angesichte des in Gestalt eines halben Mondes erbaueten Gartenflügel des Schlosses liegen Terrassen, die mit Wasserkünsten, Statuen und Gefässen verziert sind. Dem Schlosse gegen über ist die große Zirkelfläche des Parterres mit belaubten Hallen und verdeckten Hekkengängen umschlossen. Die Fläche selbst ist mit Gruppen von bronzirtem Blei und vortrefflicher Arbeit verziert, und das angenehme Säuseln

seln und Geplätscher einer Menge Springbrunnen, die sich in fünf Bassins ergießen, giebt ihr Unterhaltung und Leben. Im Hintergrunde sammelt ein größerer Wasserbehälter das sämtliche Wasser, welches zwei Hirsche in großen Bogen reichlich ausspeien. An den Ekken dieses terrassirten Bassins fallen vier liegende Figuren, welche die Elemente sinnbildlich darstellen, vorzüglich ins Auge.

Hinter den begränzenden Hekkengewölben beginnt eine Buschpartie im englischen Geschmakke, in welcher grüne Säle, Nischen und Kabinetter, Büsten, Statuen und Bassins zwischen irrleitenden, sich schlängelnden Gängen auf das angenehmste abwechseln. Seitwärts ragt der Tempel der Minerva mit dem marmornen Bildnisse dieser Göttinn hervor. Ihm gegenüber wird der Venus ein Tempel geheiligt.

Diese kleinere englische Partien sind bloß durch eine große Allee von dem weitläuftigern hohen Buschwerke abgesondert, welches mit jenen in gerader Linie fortläuft. Letzteres ist durch seine zerstreuenden Abwechselungen und angebrachten Verzierungen in ein sehr angenehmes Lustgehölz umgeschaffen, und vorzüglich merkwürdig durch eine Entdekkung, die man im Jahre 1765 beim Bearbeiten dieses Theils

 des

des Gartens machte. Man fand nämlich eine Menge todter Körper und Gebeine, Urnen und Gefäße, Lanzen, Pfeile und andere Waffen daselbst in der Erde. Man hält diese Entdekkung für die wahrscheinliche Anzeige einer zwischen den Römern und Deutschen hier vorgefallenen Schlacht; und für einen sichern Beweiß, daß diese Gegend schon früh bewohnt war. Auch gründet sich hierauf die Vermuthung der manheimer Akademisten, daß dieses Schwetzingen das alte Solicinium sei, dessen Ammianus Marcellinus erwähnet. *) Zum Andenken an diese entdeckten Alterthümer ist hier ein sieben Fuß hohes, steinernes Denkmal errichtet, dessen lateinische Inschrift hierauf Bezug hat. Vielleicht in Hinsicht auf diese Grabstäte der Alten ist der benachbarte Kanal gleichsam mit der theilnehmenden Trauerpappel bepflanzt.

Dieser Kanal hängt mit einem fünfhundert Schritte langen, ganz mit behauenen Steinen eingefaßten Teich zusammen, an dessen Ufer zwei riesenartige Standbilder aus ihren Urnen den Rhein und den Nekkar ausschütten. Hinter diesem Teiche endet diese Seite des Gartens mit einem angenehmen Lustgehölz, in welchem schlängelnde Wege zu abgesonderten

*) S. Acta Acad. Palat. Tom. IV. hist. p. 52 sqq.

ten Baumgruppen hinführen, und hier und da die freie Ansicht der angränzenden Landschaft eröffnen.

Auch der Orangeriewald, und das ihm angehörige siebenhundert Fuß lange Gebäude, ist mit Wasser umgeben. Um ihn her finden sich mehrere merkwürdige Partien. Der sogenannte kleine Busch unter andern, hat das Ansehn einer lebendigen grünen Schaubühne. Um der Seltenheit willen ließ der Kurfürst wirklich einmal ein Schauspiel auf derselben geben.

Von hieraus ersteigt man über wild aufgethürmte Felsen, von denen ein Bach in die Tiefe herab stürzt, einen Berg, auf welchem Gott Apoll in einem überaus prächtigen Tempel von ionischer Ordnung hauset. Der Berg selbst ist von kühlen unterirdischen Felsengängen durchschnitten.

Am Fuße desselben liegt hinter einem grünen Dikkigt versteckt ein schönes Badhaus, dessen bequem eingerichtetes Innere weniger Ansprüche auf Pracht, als auf geschmackvolle Verzierung macht. Die sämmtlichen Gemählde, Statuen und Basrelief's sind der Bestimmung dieses Gebäudes angemessen.

In dieser Gegend beginnen Gänge und Plätze zwischen künstlichem, von der Natur grün bekleidetem

Gitterwerk, innerhalb welchem zierliche Nischen und Muschelkabinetter mit Basrelief's, Vögelhäuser mit einheimischen und ausländischen Vögeln, und springende Wasser abwechseln. Während daß man in einem dieser runden, oberwärts zur Hälfte zugewölbten, grünen Gemächer den Vögeln zusieht, welche in den rund umher angebrachten begitterten Abschlägen ihr frohes Wesen treiben: pflegt der Brunnenmeister zur höchsten Ueberraschung des Fremden unvermerkt die Wasserkünste anzulassen. Eine Menge indianischer Vögel, welche oben auf der etwas zugewölbten Wand des runden Platzes stehen, speien dann Wasserstralen aus, deren Bogen sich sämtlich nach dem in der Mitte des Platzes befindlichen Bassin hinneigen und sich darein ergießen. So befindet man sich dann plötzlich unter einem zirkelförmigen Bogengange von Wasserstrahlen, ohne im mindesten benäßt zu werden. Eine Ueberraschung, die noch angenehmer dadurch wird, daß die singenden Vögel in den Käfichen durch das ziemlich geräuschvolle Geplätscher der in das Bassin herabstürzenden Wasserstrahlen aufgemuntert, das Konzert ihrer Kehlen zugleich mit anzustimmen pflegen.

Aus dieser Vögelpartie kam ich in die Dunkelheiten eines gewölbten Heckenganges, an dessen Ende ich durch die Oeffnung einer finstern Grotte ganz

ganz unerwartet eine Landschaft erblickte, in welcher die Natur alles, was ihre Freunde reizen kann, verschwendet zu haben schien. Ich suchte eiligst mein Fernglas hervor, um dieser bezaubernden Ansicht ganz zu geniessen. Im Vordergrunde lag ein großer See, in welchem grüne Inseln und bemooste Klippen gleichsam schwammen. Hinter demselben zog sich auf einer fruchtbaren wohl bebaueten Ebene eine Reihe von Schlössern und Dörfern längst einer daran gränzenden Gebirgskette dahin, die mit Weinbergen, Waldungen und Warthethürmen besäet, mahlerisch schön daher blickte, und sich in unabsehbare Fernen hinzog. Ich erkannte bald zu meiner nicht geringen Freude, die himmlisch schöne Gegend der Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg. Ganz Auge, näherte ich mich langsam der dunkeln Grotte, durch deren Oeffnung mir diese lichtvolle Landschaft entgegen schimmerte, stand endlich, noch immer im frohen Genusse, dichte vor ihr, und fand zu meinem nicht geringen Erstaunen — was meinen Sie wohl, liebster Freund! daß ich gefunden hätte? — eine hohe massive Wand, welche zehen Schritte hinter der Grotte gerade vor deren Oeffnung aufgeführt war, und jeden Hinblick in die Ferne schlechterdings unmöglich machte. Ein wohlgerathenes perspektivisches Gemälde auf der im hellsten Lichte stehenden Wand hatte mir den reizenden Anblick der Bergstraße nur vorgespiegelt, und

der

der Freudengenuß ihrer Täuschung endete mit dem Augenblick, wo mein Irrthum schwand. Ich ward nicht unwillig auf die lügenhafte betrügerische Wand; sondern hielt sie für ein treues Sinnbild unserer mehresten irdischen Freuden, und dachte im Vorbeigehen: Zuweilen macht der Irrthum glücklicher als die Wahrheit, aber der Weise giebt dennoch das Glück der Täuschung gerne hin für die etwanigen Bitterkeiten der Wahrheit.

Die Gränze des Gartens auf dieser Seite macht ein Arboretum, das eine zahlreiche Sammlung von inn- und ausländischen Bäumen und Gesträuchen enthält. So klein sein Umfang auch ist, so empfiehlt es sich doch durch gewisse Reize, die dergleichen Anlagen vorzüglich eigen zu sein pflegen. Mitten in dieser schönen Wildniß erhebt sich ein kleiner Berg mit einem der Botanik geheiligtem Tempel. Unter der runden Kuppel des letzten steht auswärts:

BOTANICAE . SILVESTRI .

ANNO . MDCCLXXVIII .

Vor seinem Eingange ruhen zwei Sphinxe auf erhabenen Sokkeln. Der innere Tempel ist mit hohen Nischen verziert, in welchen fleißig gearbeitete allegorische Vasen von karrarischem Marmor stehen. Vier andere Vertiefungen enthalten Opferaltäre mit Blumen

men, Früchten und Garteninstrumenten. Oberwärts hangen die vier Jahreszeiten und die Bildnisse des Theophrasts, Plinius, Tournefort und des Linne'e. Das Kuppelgewölbe verzieren die zwölf himmlische Zeichen in Basrelief's. Dem Eingange gegen über steht eine weibliche Schönheit — die Göttin der Botanik — Sie hält in der Hand eine Rolle mit der Aufschrift:

CAROLI . LINNEI .
SYSTEMA . PLANTARVM .

Hinter diesem botanischen Garten ragen die Ueberreste einer verwitterten Wasserburg mit ihrer zur Hälfte verfallenen Wasserleitung hervor. Der Theil derselben, welcher das Wasser bis auf den Thurm in ein Wasserbehälter leitete, steht noch ununterbrochen; Hier aber hat sich das Wasser eine Oeffnung in der Burgmauer gefressen, durch welche es in den Bach hinabstürzt, der in der Tiefe fließt. Diese Kunstruine ist meisterhaft täuschend, und macht ihrem Erfinder Ehre.

Ein noch ehrwürdigeres Denkmal des Alterthums sind die prächtigen Trümmer eines dem Merkur geheiligten Tempels. Man findet sie in dem waldigten Theile des Gartens unter einzelnen Bäumen, auf einer Anhöhe gelegen. Der Tempel ist sehr vest von

Quadersteinen aufgeführt, und zwei Stockwerk hoch. Sein unterirdisches Gewölbe ist zu einem Begräbnißplatze eingerichtet. Seine gewölbte Kuppel, gleichsam durch die Gewalt der Jahrhunderte, in welchem er der Witterung ausgesetzt war, mürbe gefressen, ist zur Hälfte herabgestürzt. Ueber den Eingängen des Tempels sieht man in einer Vertiefung große Marmorplatten mit ägyptischer Zeichenschrift in halberhabener Arbeit. Der Zahn der Zeit hat aber die uns unleserliche Schrift zur Hälfte auch schon unerkennbar gemacht. Diese Hieroglyphen des Alterthums — der einst prächtige Tempel selbst, der auch in seiner jetzt verfallenen Gestalt noch ehrwürdig erscheint — die am Fuße seines Hügels am nachbarlichen Wasser stehenden Trauerpappeln, deren herabhangende Zweige seinen nahen gänzlichen Einsturz zu betrauern scheinen — die vielthürmige türkische Kirche, welche aus der Nachbarschaft über die Bäume ein wenig herüber blickt, und endlich die gänzliche durch den Wald bewirkte Abgeschiedenheit von allem, was an deutschen Grund und Boden erinnern könnte: das alles versetzt eine lebhafte Einbildung leicht in jenen fernen Himmelsstrich, und in jene längst vergangene Zeiten zurück, wo man dem Merkur Tempel und Altäre errichtete.

Die erwähnte, ganz im türkischen Kostüm erbauete Moschee, welche diesem Theile des Gartens

tens zur hohen Zierde gereicht, hat mir zuerst einen anschaulichen Begriff von Gebäuden dieser Art gegeben, die ich bisher nur aus Beschreibungen kannte. Vorne ist, wie gewöhnlich, das Hauptgebäude zu beiden Seiten mit zwei runden, sehr schmalen und hohen Thürmen — Minarets — bekleidet. Wegen ihrer beträchtlichen Höhe und außerordentlich kleinen Grundfläche — deren Durchmesser etwa acht Fuß betragen mag — haben sie ganz von behauenen Steinen erbauet werden müssen. Ihren unbedeutenden innern Raum füllet eine ganz schmale Windeltreppe an, mittelst welcher man die erhabene Gallerie ihres Gipfels ersteigen kann. Die Aussicht, welche sich dort oben eröffnet, ist vortrefflich. Man übersieht nicht bloß jede einzelne Partie des großen Gartens, sondern die ganze umliegende Landschaft, so schön, wie man von einer hiesigen Rheingegend nur immer erwarten darf. In dem geräumigen Vorhofe des Tempels, der sich an diesen anschließt, und von einem bedeckten Säulengange umgeben ist, sind einige Grabmähler, Bethhäuser und Gemächer türkischer Priester. Der Tempel selbst hat eine ansehnliche Größe, und ist oben thurmartig zugerundet. Das mehreste Licht fällt durch die Fenster des Kuppelgewölbes hinein. Unter dem letzten stehen rund umher morgenländische Sittensprüche mit goldenen türkischen und lateinischen Lettern. Hier sind einige davon, deren ich mich erinnere:

„Der Thor hält Warnung für Feindschaft.“

„Verschwiegenheit erwirbt Liebe.“

„Wissenschaft ist eine Krone, Verstand eine goldene Halszierde.“

„Reichthum und die Welt vergehen, nur gute Handlungen bleiben ewig.“

„Erwirb dir Geld, so viel du brauchst, und Verstand, so viel du kannst.“

„Der Thor hat das Herz im Munde, der Weise die Zunge im Herzen.“

Dies wäre nun das vornehmste, wodurch ich wenigstens ein dunkles Gefühl von den mancherlei Schönheiten des kurfürstlichen Gartens zu Schwetzingen in Ihnen rege gemacht zu haben hoffe. Zum Schlusse theile ich Ihnen noch eine hierher gehörige Anekdote von der Artigkeit eines kayserlichen Generals, des Grafen von Schmettau, mit.

Kurfürst Karl Philipp, der, nebst dem jetzt regierenden Herrn, vorzüglich zur Verschönerung dieses Gartens beitrug, legte unter andern auch die Allee von Maulbeerbäumen an, welche vom Schlosse aus in gerader Richtung nach Heidelberg führt. Eben so wünschte er auch rückwärts nach Speier eine Schluft durch den Ketscherwald durchhauen lassen

lassen zu dürfen, um die freie Aussicht dahin zu gewinnen. Allein der Wald gehörte dem speierischen Domkapitel, und dieses schlug dem Kurfürsten die nachgesuchte Erlaubniß dazu rund ab. Zur Zeit der Belagerung Philippsburgs — ich glaube im Jahr 1721 — war der genannte General von Schmettau bei dem Kurfürsten auf dem schwetzingischen Schlosse zu Gaste. Dieser erzählte seinem Gaste von jener nachbarlichen Ungefälligkeit des Domkapitels zu Speier. Dem General fiel dabei sogleich ein, daß im Kriege Gewalt vor Recht gehe, und nahm sich im Stillen vor, diese Gelegenheit zu benützen, Sr. Durchlancht eine unverhoffte Freude zu machen. Er ließ durch Sachverständige von der Armee die nöthige Oeffnung durch den Wald heimlich abstekken, und in Einer Nacht die sämtlichen Bäume abhauen, welche dem Kurfürsten an der Aussicht hinderlich waren. Dieser wurde Tages darauf bei dem ganz unerwarteten Anblick des durchgehauenen Waldes auf das angenehmste überrascht; und das Domkapitel versicherte, daß man auch durch eine große Artigkeit eine eben so große Ungerechtigkeit begehen könne.

Mir fällt hierbei die originelle Galanterie eines Herrn vom weiland französischen Hofe gegen die — ich weiß nicht mehr, welche — Königinn Frankreichs ein. Sie hatte sich einmal verlauten lassen,

daß

daß sie einen gewissen Wald, der vom Schlosse aus die Aussicht nach einer Gegend hin beschränkte, wegwünsche. Der galante Herr ließ sogleich die Bäume des ganzen Waldes unten am Stamme so weit durchsägen, daß es nur einer kleinen Gewalt bedurfte, um sie nieder zu stürzen. Oben an den Bäumen aber ließ er zuvor lange Strikke binden, und stellte bei jedem Baum einen Kerl mit dem Strikke in der Hand. Alle hatten Befehl, auf einen gewissen Signalschuß die eingesägten Bäume nieder zu reißen. Dieser Schuß erfolgte, indem die Königinn wieder einmal nach der Gegend dieses Waldes hinsah, und ihren Unwillen über denselben äußerte. In demselben Augenblick stürzte mit einem fürchterlichen Krachen der ganze Wald nieder. Die Königinn, an dergleichen Aufmerksamkeiten gewöhnt, lächelte; und ahndete damals gewiß nicht die Sottisen, deren sich die artigen Franzosen an ihrer letzten Nachfolgerinn auf dem Throne einmal zu schulden kommen lassen würden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph, 1762-1845

Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft

Bd.: Erstes Bändchen

Brandenburg 1795

Bavar. 2819 u-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10380441-0
VD18 90995597